This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Menschen

in Selbstzeugnissen und
zeitgenössischen Berichten

Flaquer.

Ferdinand Lassalle

Von

Stefan Großmann

Verlag Ullstein & Co / Berlin

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung, vorbehalten
Amerikanisches Copyright 1919 by Ullstein & Co., Berlin

HX 276
L2
1919a
MAIN

In compliance with current copyright law, LBS Archival Products produced this replacement volume on paper that meets the ANSI Standard Z39.48-1984 to replace the irreparably deteriorated original.

HX 276
L2
1919 a

Inhalt

Einleitung: Lassalle aus der Nähe . 9

Der Knabe-Jüngling Lassalle . . 17

Aus Lassalles heroischer Zeit . . 47

Lassalle vor Gericht 81

Eine Liebesepisode 145

Gegen die Presse 215

Das letzte Kapitel 229

M508298

Einleitung

Lassalle aus der Nähe

Dieses kleine Buch will ein Bild des Menschen Ferdinand Lassalle geben. Kein Versuch, die Sache Ferdinand Lassalles auszubreiten, wird hier gemacht, sondern der Leser soll erkennen, wie Ferdinand Lassalle sich selbst sah.

Lassalle gehörte nicht zu den selbstvergessenen Propheten, die nie in den Spiegel schauen. War er ein Prophet, nun, so wußte er auch genau, wie er aussah. Er hat sein eigenes seelisches Porträt als fünfzehnjähriger Schüler schon in seinem Tagebuch festgehalten, er hat seinen geliebten Eltern jede Veränderung in seinem geistigen Aussehen und Ansehen mitgeteilt, er hat die Gräfin Hatzfeld mit allem Tiefen und Hohen seines Innern genau bekanntgemacht und hat schließlich vor jeder Frau, die er liebte, eine große Generalbeichte seines Lebens abgelegt. Mit welchem grandiosen Schwung ist der autobiographische Abriß hingeschmissen, den er für Sonja Sontzeff wie im Fieber niederschrieb. Dieser grandiose Schmiß, eine berauschende Mischung von klarster Nüchternheit und brausender Trunkenheit, war keinem deutschen Politiker eigen außer Ferdinand Lassalle. Er nahm Höhen und Tiefen mit herrlichem Schwung in Besitz, wie ein Skiläufer, der so viel Antrieb und Schwungsicherheit hat, daß er über Hügel und Täler in sausender Gewalt ab- und wieder aufwärts fliegt.

Die anderen sind neben diesem sausenden Temperament behutsame Gänger, vorsichtig Trippelnde.

Versteht sich, daß ein Temperament von solchem Elan unter schlichten Menschen gläubige Anhänger finden konnte, daß aber die Geistigen, deren Wesen Skepsis, Bedenklichkeit und Schwunglosigkeit ist, ihm nie ganz gerecht wurden. Selbst Karl Marx erwies sich neben ihm vor allem als der strengste Professor der Volkswirtschaft, kritisch, Fehler feststellend und ohne volles Verständnis für das Wesentliche an Lassalle: für die glühende Kraft seines parteischaffenden Wesens. Je lebendiger die Wirkungen waren, die von dem schöpferischen Politiker Lassalle ausgingen, um so kümmerlicher war sein Kontakt mit Marx; man braucht kein Prophet zu sein, um festzustellen, daß Lassalle, wenn er länger gelebt hätte, von Marx manche strenge Zensur empfangen hätte, und daß die Stunde gekommen wäre, in der dieser selbstherrlichste aller Demokraten sich die Ausstellung aller wissenschaftlichen Tadelbriefe verbeten hätte. Marx aber hatte noch, selbst ein schöpferischer und Lassalle überlegener Kopf, die Toleranz, die den Großen eignet. Mit welchen Oberlehrergefühlen aber stehen viele wissenschaftliche Sozialdemokraten Lassalle gegenüber, vor allem sein strenger Biograph Eduard Bernstein! Liest man Bernsteins Einleitung zu der von ihm besorgten Herausgabe von Lassalles Werken, so fällt einem unwillkürlich Jonathan Swifts Gulliver ein: ein wissenschaftlich bebrillter Zwerg krabbelt über den Leib eines Riesen und stellt allerlei theoretische Unregelmäßigkeiten des Bekrochenen fest. Vom ungeheuren Umfang dieses breitbrüstigen Temperamentes kann Bernsteins reflektierende Bedächtigkeit

keine Vorstellung geben. Dagegen prägt er den Volksmassen ziemlich deutlich ein, daß Lassalle höchstwahrscheinlich an einem unsympathischen Unterleibsleiden gelitten habe. Auch ein psychologischer Zeichner wie Georg Brandes hat für das Vulkanische Lassalles kein rechtes Verständnis. Was soll man dazu sagen, wenn Brandes als Erklärung für das brausende Gerechtigkeitsgefühl Lassalles annimmt, Lassalle habe über jüdische „Chuzpe", d. i. über naiv-unverschämte Anmaßung, verfügt. Dieser naturhafte Donner des Lassalleschen Rechtsbewußtseins, vor dem routinierte Gerichtspräsidenten unsicher wurden, wird von Brandes mit der arrogánten Technik eines unerzogenen Advokaten verglichen oder verwechselt.

Dieses Büchlein zeigt Lassalle aus der nächsten Nähe. Mit gelindem Erschrecken wird der Leser schon in den Tagebuchaufzeichnungen des Handelsschülers die kommende Schicksalstragödie wahrnehmen: die maßlose Wut, die der ungewöhnliche Jüngling unter armseligen Lehrern hervorruft, sein unwillkürlich revolutionierendes Temperament, die plötzlich sich einstellende Zähigkeit und Unempfindlichkeit, wenn einmal der Kampf begonnen hat, und sogar schon die Melancholie des Schlusses. In den Briefen an die Eltern wird man die merkwürdige Zweiteilung des jüdischen Helden wahrnehmen. Er brennt nach der deutschen Revolution und gibt dem Vater Ratschläge, welche Papiere er unter solchen politischen Umständen an der Börse kaufen soll. Schon in diesen Briefen aber deutlich der brennende Wunsch nach politischer Aktion. Gegenüber den verzehrenden Leidenschaften dieses Mannes, dessen Hand immer gleich gierig

nach den höchsten Kronen der wissenschaftlichen Arbeit, der politischen Macht, der sittlichen Größe langte, gab es nur ein Betäubungsmittel: Arbeit! Was für flammende Worte hat er dem faul gewordenen Herwegh zugerufen: „Das beste Mittel, das der Mann auf eine Wunde, die ihm geschlagen, legen kann, ist: fieberhafte, rasende, rasende fieberhafte Tätigkeit, mit all jener Unterdrückung von Empfindung, die solche Tätigkeit von selbst nach sich zieht. Ich hab's oft ausprobiert und kann Ihnen sagen: probatum est! Und sich nicht Zeit gönnen, zu empfinden. Nur vorwärts, nur vorwärts, und gearbeitet mit fliegender, zitternder Hast, wie unter dem Stock, wie unter der Fronpeitsche, wie unter dem Stachel! O, wie das hilft! Das Wunde ist vernarbt während der Frone, die man sich auferlegt; nicht nur der Schmerz ist gemildert, sondern das ganze Stück Gefühlsfähigkeit, in dem er haftete, ist mitverknorpelt — tant mieux, eine Unempfindlichkeit mehr, eine Blöße weniger, und vorwärts, nur vorwärts auf dieser rasenden sinnlosen Jagd, die unser Leben vorstellt." Diese Worte, die den Lassalleschen Rhythmus unverhüllt wiedergeben, sind im Oktober 1861 geschrieben.

Drei Jahre später war Lassalle tot. Es ist durchaus falsch, das Ende Lassalles, weil es im Duell kam, als ein blödes von außen angeflogenes anzusehen. Die Gehetztheit, die schon der oben zitierte Brief an Herwegh bewies, ist in den letzten Jahren nicht von ihm gewichen. Sie trieb ihn — gegenüber der Gelassenheit Bismarcks, der unzweifelhaft einen starken Eindruck von ihm hatte — in eine schiefe Situation. Ohne diese innere Gepeitschtheit wäre Lassalle auch durch die rothaarige

Helene von Doenniges, die ihre angeborenen Talente in einem abenteuerlichen Leben deutlich ausbreitete, nicht in den Tod zu treiben gewesen. Sein lechzender Durst nach der Macht war schon unterbrochen durch ein nicht abzuweisendes Gefühl der Übersättigung, der Übermüdung. Es sind durchaus wahre Worte, die er einige Tage vor seinem Tode an die Gräfin Hatzfeld schrieb: „Ich wünsche nichts sehnlicher, als die ganze Politik loszuwerden ... Ich bin der Politik müde und satt... Ohne höchste Macht läßt sich nichts machen, zum Kinderspiel aber bin ich zu alt und zu groß."

Er stand in einer Sackgasse. Auf dem Wege nach rechts war die große, täglich wachsende Figur Bismarcks aufgepflanzt, der Weg nach links führte ins Allzuweite, Unbegrenzte, in der Ferne stand hier die wachsende Silhouette von Karl Marx auf dem Himmel. Lassalle aber, von Grund aus Politiker, verzehrte sich nach Gegenwartswirkung. Wo aber gab es damals für Lassalle in Deutschland eine Gegenwart?

Bestände denn heute für einen Lassalle eine Wirkungsmöglichkeit?

Die deutsche Demokratie ist den politischen Mittelmäßigkeiten geneigter als einem Ferdinand Lassalle.

Stefan Großmann

Der Knabe-Jüngling Lassalle

Aus seinem Tagebuch

Das Tagebuch des Knaben-Jünglings Ferdinand Lassalle — richtiger Lassal, wie sein Vatername lautete —, das der Fünfzehnjährige in Breslau als Gymnasiast begonnen und der Sechzehnjährige auf der Handelsschule in Leipzig beendete enthält schon den ganzen, glühenden Lassalle, noch ein wenig verpuppt, aber besonders in den letzten Aufzeichnungen sieht man schon, wie sich der kühne Schmetterling durchfrißt und die ersten Flügelschläge tut. Lassalle, am 11. April 1825 geboren, hat dieses Tagebuch, das Paul Lindau 1891 herausgab, am 1. Januar 1840 begonnen und im Frühjahr 1841 beendet. (Die Kapitelaufschriften rühren natürlich nicht von Lassalle her.)

Einleitung

1. Januar 1840

Vorliegende Blätter sind bestimmt, alle meine Handlungen, meine Fehler, meine guten Taten aufzunehmen. Ich will mit der größten Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit in ihnen nicht nur das aufzeichnen, was ich tat, sondern auch die Motive dieser Handlungen angeben. Für jeden Menschen ist es sehr wünschenswert, seinen eigenen Charakter kennenzulernen. Und wie man in einem Roman aus den Handlungen und Gesprächen der verschiedenen Personen auch ihren Charakter kennenlernen kann, so kann wohl auch jeder, der sein Tagebuch aufmerksam und ohne daß ihn Eigenliebe

verblendet — wenn er anders sich mit Gerechtigkeit und streng geschildert hat — durchliest, hieraus sich selbst kennenlernen. Und wenn ich eine ungerechte Tat verübt habe, werde ich dann nicht erröten, wenn ich sie später überlese? Dieses doppelten moralischen Zweckes willen, wie auch wohl deswegen, weil es Vergnügen gewährt, wenn man nach Jahren liest und sich ins Gedächtnis zurückruft, was man vor Jahren genossen oder gelitten hat, habe ich es unternommen, ein Tagebuch zu schreiben.

Ferdinand Lassal

Der fünfzehnjährige Frauenfreund

Donnerstag, 2. Januar

Vormittag fiel nichts Bedeutendes vor. Nachmittags hatte die Mutter Herrn und Fräulein Skutsch, Madame N. und Cousine Dorchen aufgefordert, zu Kroll zu kommen. Später sollte man bei uns soupieren. Die Gäste versammelten sich um zwei. Auch Dr. Shiff kam. Ich zog mich an, ging in das Versammlungszimmer. „Doktor Shiff," sagte ich leise zu ihm, „wie gefällt Ihnen Madame N.?" — „Ausgezeichnet! O, wenn ich bei der ankommen könnte..." „Nichts leichter als das," erwiderte ich. „Ich will Ihnen, was durchaus nötig ist, die näheren Details mitteilen, dann probieren Sie frischweg.

Komm den Weibern sanft entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort!
Doch wer kühn ist und verwegen,
Kommt gewiß noch besser fort."

So rezitierte ich fast laut und fuhr dann leiser fort: „Ich glaube, diese Festung wird am besten mit Sturm genommen."

„Du bist ein Engel!" rief der Doktor, schleppte mich zu Madame N. und fing nun dort an, sich liebenswürdig zu machen.

Man fuhr zu Kroll. Gegen 6 Uhr kam man zurück und ging in die Vorderstube, wo der Tisch gedeckt stand. Auf allgemeines Verlangen ging Dr. Shiff zum Klavier. Bis dahin hatte ich noch gar nicht geglänzt, mir auch nichts mit Madame N. zu tun gemacht, weil ich sehr große Zahnschmerzen hatte. Als man aber zum Souper ging, Madame N. sich aufs Sofa setzte, Shiff seinen Stuhl hart ans Sofa rückte, so setzte ich mich zur anderen Seite der N. aufs Kanapee, indem ich selbst aufforderte, diese Ungebühr zu bemerken. Nun nahmen wir, Shiff und ich, diese N. ins Kreuzfeuer. Der Doktor ist geistreich, also gegen diese Seite konnte ich nichts ausrichten. Ich sprach auch an diesem Abend gut. Shiff hörte mir, wenn ich redete, minutenlang zu und sagte dann: „Ferdinand, du bist gar nicht bitter." Er sagte dies aber so langsam und ernst, daß er es wirklich zu glauben schien.

Madame N. brach nun in eine Wut von Komplimenten gegen mich aus. Später drehte sich Shiff gegen meine Schwester und sagte zu ihr: „Ihr Bruder ist geistreich, und dies sehr." „Wer zweifelt daran?" erwiderte sie prätentiös.

Plötzlich sagte Shiff zur N.: „Madame, ich hätte Sie als Braut sehen mögen!" „Ich bin so glücklich gewesen, Doktor!" rief ich begeistert aus. „Und nie werde ich den

Augenblick vergessen, als Madame zur Trauung schritt. Denken Sie sich dies seelenvolle Auge halb geöffnet, halb zu Boden geschlagen, mit den Tränen ringend, die es zu verdunkeln drohten, ein Myrtenkranz im bräutlichen Haar, ein rauschendes weißes Atlasgewand um diese reizenden Glieder..."

„Genug, mein Sohn, du wirst zu poetisch," rief mein Vater halb scherzend, halb mißfällig. Madame drückte mir fast zu zärtlich die Hand, und der Gedanke stieg in mir auf: Wäre ich doch schon zwanzig Jahre alt! — „Ich gäb' ich weiß nicht was darum, wenn ich die Gunst dieses Weibes erringen könnte!" rief der Doktor, vom Tische aufspringend, mir zu. „Ha!" lächelte ich. „Wäre ich nur etwas älter!..." „Aber rate mir, mein Engel!" rief er.

„Hören Sie, Sie begleiten die N. nach Hause und fragen auf dem Weg um Erlaubnis, ob Sie morgen sie besuchen dürfen. Sie wird es Ihnen nicht abschlagen. Dann gehen Sie morgen zu ihr. Ihr Mann verreist, ihr Schwager ist im Geschäft — wahrscheinlich ist sie allein. Und dann mutig voran! Ich wette, Monsieur, vous serez à plaindre..."

Abends, als Madame N. heimeilen wollte, hatte sich Monsieur Lachs ihr durch meine Schwester zum Begleiter anbieten lassen und war natürlich angenommen. Shiff ging auf meinen Rat dennoch mit. Ich will gleich den weiteren Verlauf des Unternehmens hier mitteilen. Shiff wollte sie wegen Lachs' Anwesenheit nicht um Erlaubnis, sie zu besuchen, bitten, besuchte sie aber dennoch am anderen Tage. Unglücklicherweise war die Schwägerin da. Bei uns erzählte man, daß die N. sich sehr über die Zudringlichkeit des Shiff gewundert

habe. Da ich es aus zwei Quellen gehört habe, halte ich es für wahr. Doch erkläre ich es mir so: die N. wird etwas freundlich gegen Shiff gewesen sein, darüber wird die Schwägerin sie nachher in Lachs' Gegenwart aufgezogen haben, und sie mag, um sich zu rechtfertigen, auf Shiff räsoniert haben. Shiff erzählte mir auch, daß sie gegen ihn sehr freundlich war. Er ließ sich melden, ob er genehm wäre, und sie kam selbst bis auf den Flur und nötigte ihn zum Wiederkommen. Als Shiff aber ihre Äußerungen von mir hörte, beschloß er, darüber beleidigt, sie nicht zu besuchen. Wäre das nicht, so wäre Monsieur N. wohl schon zu beklagen.

Häusliche Dramen

Sonnabend, 11. Januar

Meine Feder schaudert zurück, da sie die Szenen dieses Morgens beschreiben soll. Aber ich habe mir Wahrheit gelobt.

Schon beim Kaffeetrinken, als meine Mutter wiederholt darauf aufmerksam machte, daß Rielchen S.' wegen so schnell aufgestanden sei, rief mein Vater unwillig: „Schon genug, schon genug!"

Man räumte auf. Plötzlich erhob sich in der Hinterstube ein Lärm. Emilie hatte wieder den Schrank, in welchem die silbernen Leuchter, einige Weben Leinewand usw. liegen, offen stehen lassen. Meine Mutter kam in die Stube und wurde von gerechtem Unwillen ergriffen. Sie rief Emilien: „Schon wieder läßt du den Schrank auf!" und gab ihr, worin sie vielleicht zu weit ging, eine Ohrfeige. Emilie weinte und plärrte

und suchte sich zu entschuldigen. Auf den Lärm eilte meine Schwester hinein.

„Ach!" jammerte das dumme und, wie ich seit jenem Tage bestimmt weiß, falsche Tier, „die Madame ohrfeigt mich so."

Meiner Schwester kam dies gelegen. Noch kochte die Wut in ihr, daß sie nicht tags vorher zu Friedländers gehen konnte. Sie überhäufte die Mutter mit Vorwürfen. Der Lärm vervielfachte sich. Ich stürzte hinein, riß meine Schwester weg und zog sie in die andere Stube. Hier, in Gegenwart meines Vaters, sprach sie: „Ach, du bist unbarmherzig, Emilie will fort, sie will durchaus fort."

„Nun," entgegnete ich, „meine Mutter befiehlt ja, sie soll noch heute fort."

„Dummer Junge!" rief mein Vater. „Hat man sie denn auf der Straße gefunden? Man muß mit dem Vormund sprechen." Meine Schwester eilte wieder herein. „Du bleibst hier!" herrschte mir mein Vater zu.

Drinnen benahm sich, wie ich später hörte, meine Schwester sehr schlecht.

„Du willst eine Waise schlagen?" rief sie wiederholt, „du?"

Mein Vater kam auch dazu, wurde sehr hitzig, ja er ging so weit, daß er meine Mutter bei der Hand faßte. „Ich lasse in meinem Hause keine Waise schlagen!" donnerte er und ging wütend heraus.

Er ging mit meiner Schwester zu Geigers Predigt. Meine Mutter blieb weinend bei mir, dem Weinenden, zurück. Ich war erbittert gegen meine Schwester, ja

sogar gegen meinen Vater, denn er war offenbar zu weit gegangen. Ich tröstete meine Mutter.

„Ach," jammerte meine Mutter, „Vaters Benehmen kränkt mich nicht einmal so als das meines eigenen Kindes!" Nun war ich in meinem Zorn gegen meine Schwester so unzart, meiner Mutter Vorwürfe zu machen, daß sie in der Sache mit T. (einem Bewerber der Schwester) so sehr Partei für Riekchen genommen und Vater und mich so viele Monden durch, durch Bitten, Zanken und Vorwürfe, unglücklich gemacht habe. Ich redete ihr darauf gut zu und gab ihr auch Verhaltungsmaßregeln: sie möchte doch sieben gerade sein lassen und besonders in Vaters Gegenwart weder Riekchen, noch Emilie, noch die Köchin ausmachen. Ach! wenn doch die Mutter dies täte, wieviel Unannehmlichkeiten würden erspart werden.

Der Vater kam nach Hause. Er war aber schon beruhigt. Darauf kam Riekchen, und Vater ging ins Gewölbe. Nun fing Mutter an und wollte mit Riekchen den Tanz beginnen; jedoch bewog ich sie, ruhig zu sein, da ich fürchtete, der Vater würde bald heraufkommen, und es würde eine neue Szene sein, wenn er Mutter im Streit mit Riekchen begriffen fände. Bloß durch diese Worte machte ich meinem erbitterten Gefühle Luft: „Das glaube mir, ein Kind, welches es so weit bringt, daß zwischen den Eltern von Scheidung die Rede ist, dem kann es nicht gut gehen."

Sie suchte sich zu verteidigen, sprach aber dabei sehr übel, oder hart vielmehr, von der Mutter. „Geh, geh!" sagte ich, indem ich sie beim Arm ergriff und — doch von Drücken war die entfernteste Idee nicht — der Tür

zuwandte. Nun war sie gegen mich erbittert, da sie sich von der Richtigkeit meiner Vorwürfe getroffen fühlte. Schnell also ergriff sie diesen Vorwand und, ihre Verstellungskunst zu Hilfe nehmend, begann sie ein heftiges Geschrei, preßte Tränen aus den Augen und rief: „Wie, du wagst es, mich, deine Schwester, schlagen zu wollen?" Bei diesen Worten drang sie auf mich ein und schlug nach mir. Ich wollte den Schlag erwidern, aber meine Mutter verhinderte mich daran. Meine Schwester jedoch lief in die Vorstube, warf sich auf einen Stuhl und schrie und weinte, als hätte ich sie massakriert. Da erfaßte mich namenlose Wut. Ich sah, worauf alles berechnet war. Der Vater mußte, da es Essenszeit war, bald heraufkommen. Er hätte, wenn er sie so gefunden, bald auf die Mutter gedacht, und es wäre eine zweite Szene geworden, in deren Nachspiel ich wohl eine bedeutende Rolle hätte spielen können. Ich sah schon meinen geliebten Vater bleich und verstört ohne Mittagessen zur Stube hinausschreiten, meine geliebte, seit einiger Zeit so unterdrückte Mutter weinend. In einem Augenblick überdachte ich alles. Rasend stürzte ich in die Stube, wo meine Schwester war. Bang eilte meine Mutter mir nach. Schäumend vor Wut warf ich mich auf die Knie, rang wie wahnsinnig meine Hände und schrie mit einem solchen Aufwand von Kraft, daß meine Stimme sogleich heiser wurde: „Gott, Gott, gib, daß ich gedenke, gib, daß ich nie ... nie dieser Stunde vergesse ... Ha, Schlange mit deinen Krokodilstränen ... das, diese Stunde sollst du bereuen ... Bei Gott, bei Gott, bei Gott, ich beschwöre es! Und leb' ich fünfzig und leb' ich hundert Jahre ... ich will sie

auf dem Totenbette nicht vergessen! Abet du sollst es auch nicht..."

Nach diesem Ausbruch der höchsten Wut war ich ganz erschöpft. Meine Mutter hielt mich fortwährend, und meine Schwester hatte aufgehört zu weinen und stand wirklich erschrocken da. Nur mit Mühe ließ ich mich besänftigen. Aber wie Frieden nur durch Krieg erlangt wird, so war auch nur mein übergroßer Zorn das Mittel gewesen, Ruhe zu schaffen. Meine Schwester, die sonst so stolze Natur, war eingeschüchtert. Sie begab sich nach der Hinterstube.

Selbstmordspielereien

Mittwoch, 29. Januar

Mittag kaufte mir Mutter eine Mütze. Auch gut!

Nachmittag wollte ich meine Inexpressibles wechseln. Es waren keine Knöpfe daran. Darüber entstand Lärm. Kein Mensch hatte Zeit, mir welche anzunähen. Vater befahl mir, die Pantalons wieder aus- und meine alten anzuziehen. „Ich leide nicht, daß du so eitel bist," sagte er. „Ach," entgegnete ich unmutig, „es sind ja beides Plundern." Hierüber wurde er sehr zornig und prügelte auf mich los, indem er mir zugleich das Weinen verbot. Jedes Wort, das ich sagte, brachte ihn zu neuer Wut.

„Ich lasse mich nicht so prügeln," brüllte ich, in Tränen zerfließend. Dies machte ihn vollends wütend. Er fiel über mich her und prügelte mich schrecklich. Dies brachte mich vom Weinen plötzlich ab. Ich trocknete meine Tränen und blickte höhnisch drein, aber so blaß sah ich

aus, daß ich vor mir selbst erschrak. Was auch mein Vater sagte, ich antwortete bloß durch ein trotzig höhnisches Lächeln, das meinen Vater reizte, mich ins Gesicht zu schlagen. Doch hielt er an sich.

Ruhig zog ich mich an, sagte, daß ich zu Hiller müsse, und ging mit dem Vorsatz hinunter, mich in die Ohle zu werfen.

Als ich an das Geländer trat, blieb ich stehen. Ich überlegte, wie ich es machen sollte.

„Du gehst die Stufen hinunter," sagte ich zu mir selbst. „Bist du auf der letzten, so steckst du deinen Fuß ins Wasser, darauf erhebst du den anderen in die Höhe; natürlich stürzest du vornüber und bist frei."

Hier dachte ich an meine Mutter, auch wohl an meinen Vater. Doch schritt ich entschlossen nach der Treppe zu, denn meine Aufregung war zu groß.

Da plötzlich hörte ich rufen: „Ferdinand!" Ich drehte mich um. Mein Vater stand hinter mir, bleicher noch als ich selbst.

„Was machst du hier?"

„Ich sehe mir das Floß an."

„Du brauchst nicht in die Stunde zu gehen, geh ins Kontor."

Ich folgte, setzte mich aufs Sofa, und in einer halben Stunde fand ich, daß ich sehr unrecht getan habe, einen solchen Vorsatz gefaßt und meinem Vater solche Furcht verursacht zu haben. Denn daß er meinen Plan merkte, zeigte mir seine Blässe, sein Verbot, in die Stunde zu gehen — er wollte mir vermutlich Zeit geben, mich zu

beruhigen —, und auch der Umstand, daß er dreimal später hinaufkam, sich zu erkundigen, ob ich da wäre. Gott! überlegte ich mir nachher, wenn ich mir das Leben genommen hätte, wie unglücklich hätte ich nicht meine Eltern gemacht! Hu! mich schaudert.

An der Spitze der Juden...

Unterwegs unterhielt ich mich mit Bloch (einem Schulkameraden). Er wollte sich ein Air geben und nannte sich einen Atheisten. Als er aber sah, daß ich ganz anderer Meinung war, so sattelte er auch um. Wir sprachen viel von Seelenwanderung, von Geiger und dem Judentum, und er wunderte sich, daß ich mich so des jüdischen Glaubens annehme. Der Esel! Als wenn man nicht „treife" essen und doch ein guter Jude sein könnte.

Ich sagte ihm dies, und in der Tat, ich glaube, ich bin einer der besten Juden, die es gibt, ohne auf das Zeremonialgesetz zu achten. Ich könnte wie jener Jude in Bulwers „Leila" mein Leben wagen, die Juden aus ihrer jetzigen drückenden Lage zu reißen. Ich würde selbst das Schafott nicht scheuen, könnte ich sie wieder zu einem geachteten Volke machen. O, wenn ich meinen kindischen Träumen nachhänge, so ist es immer meine Lieblingsidee, an der Spitze der Juden, mit den Waffen in der Hand, sie selbständig zu machen.

Als ich von Samuel wegging, fiel ich dicht an meinem Hause so schrecklich nieder, daß ich gleich aus Nase und Mund zu bluten anfing. Ein Mann hob mich auf und brachte mich, der ich kaum gehen konnte, zum Vater ins Gewölbe. Wie dieser sich erschrak, geht über alle Beschreibung. Da er hörte, daß Mutter weggegangen sei, brachte er mich hinauf, machte mir Umschläge mit kaltem Wasser. Meine ganze Nase und mein Mund waren schrecklich geschwollen, überall Haut losgerissen, was mir viel Schmerzen machte. Mein Vater fragte mich beständig, wo ich Schmerzen habe, ja er weinte beinahe, der gute Vater.

Er verbot mir, zu Hiller zu gehen. Ich ging aber, weil ich vorige Stunde gefehlt habe. Doch tat es mir nachher leid, da mir Hiller sagte, wenn ein Lüftchen zu der Geschwulst käme, so bliebe diese lebenslänglich. Dieser Gedanke verursachte mir doch einiges Unbehagen. Isidor traf ich, der sich wirklich über mein Aussehen entsetzte und sehr viel Teilnahme zeigte.

Als ich nach Hause kam, war die Mutter da, die noch von nichts wußte und sich daher nicht wenig erschrak, als ich ihr mein Abenteuer erzählte. Abends ließ Vater mir Paetzold holen, der mir Umschläge mit Essig verordnete. Ich habe große, große Furcht, daß mir die Nase bleiben wird, so enflée, besonders ist es meine Schwester, die dies bestätigt. Na, und wenn dies geschehen sollte, mein Gesichtchen wäre dann zwar hin, aber ich glaube, ich würde mich am Ende nicht sehr darüber betrüben. Aber dies weiß ich positiv, daß ich

alle Damengesellschaft fliehen würde; denn beim Anblick einer jeden würde der Gedanke in mir aufsteigen: Wieviel Triumphe hättest du nicht feiern können, wenn nicht der verdammte Fall gewesen sein würde. Ich würde mich bloß auf den Kreis männlicher Gesellschaft beschränken, leichtsinnig, wie ich bin, würde ich mich wegsetzen über meine Nase. Aber eine gewisse Brutalität würde sich meiner bemächtigen, wie es jedem ergeht, der sich nicht in Damengesellschaft bewegt.

„Wir passen nicht aufs Gymnasium"

Freitag, 21. Februar

In der Schule erfuhr ich, da die Konduiten schon zirkulieren, daß mir Tschirner geschrieben hatte: der alte. Und das kränkte mich sehr. Ich hatte mich seit voriger Zensur etwas mehr angestrengt und bedeutend mehr geleistet. Es ist, wie ich ohne Parteilichkeit für mich sagen kann, eine Ungerechtigkeit. Ich machte Betrachtungen. Ich dachte nach, wie es käme, daß so ein Hennige, Preiser, die mir doch, wie ich selbst sagen muß, an Talent, Auffassungsgabe, Genie, Beurteilungskraft, Verstand, Geist nachstehen — und dies so weit! — gute Konduiten bekommen, während ich keine ziemliche erlangen kann. Ich dachte nach, wie es kommt, daß ein Wollheim, der zwar viel Genie hat, aber so faul ist wie ich, auf der ersten Bank sitzt und ich auf der vierten. Köhler sagte in der Stunde zu mir: „Weißt du, Lassal, ich habe so oft über uns beide nachgedacht, und du kannst es mir wirklich glauben, wir beide passen auf kein Gymnasium." Und en vérité, ich kann keinen anderen Schluß ziehen als den:

Hic sum barbarus, quia non intelligor illis.

Zensurenschwindel

Freitag, 28. Februar

Heute kam der Rektor mit den Konduiten. Meine war, wie ich voraussehen konnte, ziemlich schlecht. Da rief der Rektor meinen Namen. Ich stand auf, und als er mir die schlechten Zeugnisse vorlas, erwiderte ich, ich wüßte nicht, wie ich das verdient hätte.

„Ja, ja, Lassal," entgegnete Schönborn, „man läßt Ihren Verdiensten nur keine Gerechtigkeit widerfahren. Doch" — und hierbei langte er mir die Konduite zu — „sagen Sie, warum sehe ich nicht die Unterschrift Ihres Vaters und immer die Ihrer Mutter?"

„Weil mein Vater öfters abwesend ist," erwiderte ich. Und in dem Buche blätternd, fügte ich hinzu: „Doch ist auch seine Unterschrift da."

„Lassen Sie doch einmal sehen, wo das ist."

Ich langte das Buch hinüber.

„Ein einziges Mal hat Ihr Vater unterschrieben, und das war voriges Jahr. Ist Ihr Vater schon ein Jahr abwesend oder bloß immer, wenn Sie die Zensuren bekommen?"

„Nein," erwiderte ich, und ich glaubte fest, der Rektor würde zu meinem Vater schicken und ihn bitten lassen, selbst zu unterschreiben. „Wenn Vater auch da ist, so läßt er doch manchmal die Zensur von Mutter unterschreiben."

„Das will ich Ihnen erklären!" schrie Schönborn. „Weil Sie die Zensur nie dem Vater und nur der Mutter zeigen!" Der Mann wußte nicht, daß ich es in der Virtuosität so weit gebracht habe, sie niemand zu zeigen.

„Aber das verbitte ich mir! Die Unterschrift Ihrer Mutter gilt gar nichts."

„Hoho!" dachte ich, „meine Mutter hat Prokura."

Jetzt gab er mir das Buch wieder. Eine Zentnerlast fiel von meiner Brust, als ich das kleine Büchlein noch in der Hand hatte. Doch war mir das Ganze sehr unangenehm, und ich will auch gleich sagen, warum. Bis jetzt hatte ich immer den Namen meiner Mutter unterschrieben, und es hielt mich eine gewisse Ehrfurcht davon ab, das gewichtige „Heymann Lassal" hinzuschreiben. Diesmal mußte ich aber diese Scheu ablegen, und so brachte ich andern Tags meine Zensur vom Vater unterschrieben, nämlich von mir, der ich nach Bedürfnis Vater, Mutter und Sohn bin.

Wirklich, wenn mein Vater über das Konduitenwesen die richtige Ansicht hätte, ich würde ihm die Konduiten zeigen, und wenn mich die härteste Strafe erwartete. Aber mein Vater würde sich wirklich zu sehr ärgern, es würde ihn auf Wochen angreifen, er würde sich Wunder was für Gedanken über meine Untauglichkeit machen und nie recht glauben, wenn ich ihm zurufe:

„Laß dich nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Irrtum rasender Toren."

Handelsschüler in Leipzig Mai 1840 bis Mai 1841

Dienstag, 26. Mai

Als ich heute Schiebe fragte wegen eines englischen Lehrers, so verbot er mir, ohne Grund Englisch zu lernen. Tyrann! Wir bekamen Zensuren. Einige, welche die Besten waren, erhielten sie nicht, sondern Schiebe schickte sie ihren Eltern. Unter dieser Zahl war auch ich.

Als wir später Schiebe fragten, zeigte er uns Kopien. Meine war wirklich gut. Doch sagte mir Schiebe: „Bei dir habe ich noch ein Anhängsel gemacht. Du hast einen zu großen Dünkel. Du willst Voltaire lesen und verstehst ihn doch nicht. (So?) Du denkst, du weißt Wunder was, alter Lassal.“

„Sie entschuldigen,“ entgegnete ich, „ich kann mit Sokrates sagen: Ich weiß, daß ich nichts weiß.“

Da war ich schlecht angelaufen.

„Ein Kaufmann, der von Sokrates und Cicero spricht,“ sagte Schiebe, „wird gar bald seinem Bankerott entgegengehen.“ Welche Dummheit!!

Verdrießlich lief ich weg. Unten stand Heuschkel, der mir wirklich gut ist. Ich erzählte ihm den Auftritt. „Das hätte ich Ihnen im voraus sagen können. Herr Rektor liebt das nicht. Von mir haben Sie die beste Zensur der Klasse.“

Demokrat oder Aristokrat?

Sonntag, 19. Juli

Ich war im Theater. Loewe gab den Fiesko. Bei Gott, ein großartiger Charakter, dieser Graf von Lavagna! Ich weiß nicht, trotzdem ich jetzt revolutionär-demokratisch-republikanische Gesinnungen habe wie einer, so fühle ich doch, daß ich an der Stelle des Grafen Lavagna ebenso gehandelt und mich nicht damit begnügt hätte, Genuas erster Bürger zu sein, sondern nach dem Diadem meine Hand ausgestreckt hätte. Daraus ergibt sich, wenn ich die Sache bei Licht betrachte, daß ich bloß Egoist bin. Wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit

Leib und Leben Aristokrat sein. So aber, da ich bloß ein schlichter Bürgerssohn bin, werde ich zu seiner Zeit Demokrat sein.

„Der Kerker Deutschland"

Ich lese Börnes Briefe, die mich ungemein ansprechen. Wenn man sieht, was für ein großer Kerker Deutschland, wie Menschenrechte mit Füßen getreten werden, wie dreißig Millionen Menschen von dreißig Tyrannen gequält werden, so möchte das Herz weinen ob der Dummheit dieser Leute, die ihre Ketten nicht zerreißen, da sie es doch könnten, wenn sie nur den Willen hätten. Ich bewundere Börne. Wahr ist, was er sagt, wahr seine Verwünschungen gegen Deutschlands und Europas Tyrannen, die Asiens Despoten nichts nachgeben. Aber seine Worte: „Kein europäischer Fürst ist so verblendet, daß er glaubt, seine Enkel werden seinen Thron besteigen," diese Worte muß ich leider bezweifeln. Es muß ärger werden, ehe es besser wird.

Freundschaftsregeln

Mittwoch, 17. Februar

Heute nachmittag gab Heuschkel meine deutsche Arbeit über „Freundschaftsregeln" zurück. Ich hatte in dieser Arbeit die ganze Klasse der Philister und dummen Theoretiker auf das heftigste angegriffen. Weit entfernt, Freundschaftsregeln aufzustellen, war meine Arbeit nichts als eine heftige Invektive gegen diejenigen, die sogar unseren Gefühlen Regeln vorschreiben wollen. Wie H.

hereintrat, verlangte sogleich die Klasse, daß meine Arbeit vorgelesen werden sollte. Heuschkel ließ sich zuerst in eine Disputation mit mir ein, in der ich jedoch Sieger blieb. Der idealen Begriffe wegen, die ich für die wahre, edle Freundschaft aufstellte, nannten mich einige überspannt. Die Armen! Wenn sie heute schon so nüchtern von der Freundschaft sprechen, was werden sie in einem Alter von fünfzig Jahren darüber sagen! Wenn sie schon heute nur jener spießbürgerlichen Freundschaft fähig sind, heute als kaum ins Leben getretene Jünglinge, wie engherzig werden sie als Greise sein! Ich bedauere sie, diese Menschen, die schon von ihrer Geburt an alte, bedächtige Philister sind.

Was mich aber schmerzte, war, daß auch mein Freund Wilhelm sich unter jenen befand, die meine Verehrung für das Wort „Freundschaft" Überspannung nannten. Und doch weiß ich, oder glaube ich wenigstens, er begreift mich. Es ist bloß Neckerei, Scherz von ihm, mich überspannt zu nennen. Und doch, wüßte er, wie rauh dieser Scherz die zartesten Saiten meines Gemütes verstimmt, er würde ihn lassen! Nicht um meinetwillen schmerzt es mich, es tut mir nur weh, ihn auf Augenblicke unter die gewöhnliche Rasse zählen zu müssen. Heute abend spielte ich mit L., der zu mir kam, Whist. Eine solche Ehrlosigkeit übersteigt meine kühnsten Begriffe. Zu einem Menschen zu kommen, der mir gestern die Tür gewiesen hat! Das fasse ich nicht.

Ein widriges Gefühl ergreift mich, wenn ich Leute wie diesen und ähnliche betrachte. Denn ich sehe in ihnen die lebenden Gründe, warum das jüdische Volk so verachtet wurde. Solche Leute waren es, die es dahin

brachten. Diese Niedrigkeit der Gesinnung, dieses Kriechende, diese Gemeinheit — pfui, welch abscheuliches Gemisch! Ich spreche mit L., erlaube ihm, mich zu besuchen, um Charaktere dieser Art studieren zu können.

Der einzige schöne Zug ist die dem Juden angeborene Gutmütigkeit, die er in hohem Grade besitzt.

Der Sinn der Eleganz

Sonntag, 28. Februar

Heute kam etwas zum Ausbruch, worüber ich schon lange nachgedacht hatte. Meine Garderobe ist nämlich von der Art, daß ich schon unzählige Male ihretwegen von meinen Bekannten über die Achsel angesehen, von meinem Freunde Wilhelm, der mit Recht in jedem Stück und jeder Beziehung die Pflicht der Aufrichtigkeit, die er mir schuldig ist, erfüllt, aber ausgelacht und getadelt wurde.

Schon ehe ich auf die Handelsschule kam, war mein Vater ärgerlich, wenn er sah, daß ich auf die Kleidung viel gab, und hatte es sich zur Maxime gemacht, meinem Hang durchaus nicht nachzugeben. Er nannte es Eitelkeit usw., so daß schon früher dieser Gegenstand zu lebhaften Debatten Gelegenheit gab. So schlecht aber wie auf der Handelsschule war meine Garderobe noch nie gewesen: ihre Niederträchtigkeit zu beschreiben, so gewandt ist meine Feder nicht. Es sei genug, daß sie sehr oft Gelegenheit zu Bitten, dann Tadel und zuletzt Sarkasmen von seiten Wilhelms gab.

Was sollte ich tun?

Selbst seinem besten Freunde gegenüber besitzt der Mensch kleine Eitelkeiten. Ich schämte mich, meinem Freunde W. zu gestehen: ich fühle das Bedürfnis, mich anständig zu kleiden, so gut wie er, und nur die Grille meines Vaters sei es, die mich zwinge, wie einen Gott auch nur einen und noch dazu sehr schlechten Rock zu haben.

Ich machte es also wie der Fuchs mit den Trauben. Ich tat, als läge mir an Kleidung nicht das geringste, und erheuchelte mir auf diese Weise einen Zynismus, der meiner Seele nur allzu fremd ist. Ich bin kein Geck, kein Modenarr, werde mich aber dereinst stets auf das sorgfältigste kleiden. Kleider machen Leute, ist einmal die Meinung des neunzehnten Jahrhunderts. Und es ist töricht, wenn ein Mensch, der von den Menschen abhängt und von ihnen leben will, die Urteile und sogar die Vorurteile der Welt verhöhnt. Verachten mag er sie, bespötteln im Innersten seines Herzens, aber ihnen offen Trotz bieten — nein, bei Gott nicht! Dann ist er ein Tor.

Es gewährt gewiß jedem einiges Vergnügen, wenn er sich fein gekleidet im Spiegel betrachtet. Wer sich aber um deswegen elegant kleidet, um sich im Spiegel zu gefallen, ist ein Narr und ein Geck. Anderen soll meine Kleidung gefallen. Ich kleide mich schön um anderer willen. Und mein Vater hat unrecht, wenn er mir darin wehrt. Übrigens ist meine Garderobe so miserabel, daß selbst Frau Direktor mir mehrmals gesagt hat: „Wirklich, Lassal, wenn Ihnen nicht alles so nobel stände, sähen Sie aus wie ein Lump."

Donnerstag, 11. März

Heute ist Herrn Direktors Geburtstag. Ich gratulierte ihm und begab mich dann in die Schule. Mit einem Entschuldigungszettel Ferdinands versehen, begab ich mich zu Schieben. Kaum wurde mich dieser gewahr, wurde er wütend, sagte, weder Zettel noch Cousin gehe ihn was an, ich hätte gegen das Regulativ verstoßen und müsse um neun Uhr vor die Synode kommen. Das war zu viel. Das hieß die Pedanterie und den Haß aufs höchste steigern. Ich begab mich in die Klasse, wo gleich die Schüler auf mich zueilten, doch ich zog mich mit Becker zurück und erzählte es ihm. Er empfahl mir vor allen Dingen stoische Ruhe.

Um neun Uhr wurde ich heruntergerufen.

Ich trat ein. In der Mitte saß der Direktor, um ihn herum in einem Halbkreis sämtliche Lehrer. Ich stellte mich dicht am Eingang hin mit zusammengefalteten Händen, die Augen zu Boden geschlagen. Während der ganzen Verhandlung war ich bemüht, alle die Gefühle, die mich wechselweise bestürmten, auch durch kein Zucken meines Mundes zu verraten. Haß, Verachtung, Hohn, Ärger, Trauer, Wut, Gleichgültigkeit wechselten in meiner Brust, doch verriet nichts, was da drinnen vorging, und mit der größten Anstrengung zwang ich meine Gesichtszüge zu einer Ruhe, die schlecht zu meiner Lage paßte, bei einem Eintretenden aber gewiß dem Gedanken, ich stehe jetzt vor der Synode, widersprochen hätte.

„Immer näher!“ erscholl es. Ich trat einige Schritte vor, blieb aber in meiner vorigen Stellung und würdigte die ganze Versammlung auch keines Blickes.

Der Direktor las nun mein sogenanntes Verbrechen vor und erklärte, daß er auf meinen Cousin nicht die geringste Rücksicht nehme. Nun fing ein Schauspiel an, das wirklich im wahren Sinne des Wortes sehenswert war. Schiebe, Schierholz und, was mich am meisten ärgerte, Feller waren die Sprecher, die anderen schwiegen. Diese drei aber lösten sich unaufhörlich ab. Trotz der unbeschreiblichen Verachtung, die ich empfand, wurde ich doch ganz wehmütig. Mir kam vor, ich wäre ein toter Adler und läge auf dem Felde, und es kämen die Raben und die diebischen Elstern und all das verächtliche Geflügel und pickten mir die Augen aus und nagten mir das Fleisch von den Knochen. Plötzlich aber fing ich wieder an mich zu regen, es kam Leben in mich, und ich erhob mein rauschendes Gefieder. Krächzend entflohen die Raben und Elstern, ich aber schwang mich auf zur Sonne.

Aus diesen Träumereien weckte mich unangenehm der Baß des Alten. Gott, was räsonnierten die nicht zusammen! Kein gutes Haar ließen sie an mir. Ich wurde für heuchlerisch, betrügerisch, schlecht, eigennützig, überspannt, hinterlistig, verrückt und verdreht erklärt. Da die guten Herren über meine Leistungen nicht reden konnten, das Räsonnement über das vorliegende Verbrechen auch bald erschöpft war, so fingen sie an, auf meinen Charakter zu kommen.

„Meine Herren,“ fing Feller, diese personifizierte Falschheit, an, „Messieurs, Sie müssen wissen, Lassal

betrachtet alles mit dem Auge eines Philoſophen. Wir ſind nicht ſeine Vorgeſetzten. Den Begriff Vorgeſetzten gibt er überhaupt nicht zu. Wir ſind ſeine Untergebenen, denn wir werden ja bezahlt. Überhaupt Liebe, Hochachtung, Dankbarkeit, die kennt Laſſal nicht. Alles, was aus dem Herzen kommt, iſt ihm unbekannt, ſowie das Wort Herz ſelbſt. Er hat zu niemand Liebe. Sein Grundſatz iſt Liebe uſw. zu heucheln, ſolange er jemand benutzen kann."

„Ein ſchöner Grundſatz!" höhnte der Alte. „Dabei", fuhr Schiebe fort, „weiß er ſich einen Schein zu geben."

„Einen Schein," wiederholte Schierholz. „Einen Schein," tönte es aus Fellers Lippen wie das Echo in Adersbach.

„Du täteſt am beſten," ſagte nun der Alte, „du würdeſt Komödiant. Da könnteſt du heute den Shylock und morgen eine andere ſchlechte Rolle geben, denn du biſt zu jeder ſchlechten Rolle fähig."

Und in dieſem Stile ging das fort.

Hierauf wurde ich erſucht, hinauszutreten. Als ich wieder hineinkam, las mir Herr Direktor ein Urteil vor: Ich hätte drei Wochen Hausarreſt, und wenn ich mir noch einmal etwas gegen das Regulativ zuſchulden kommen ließe, würde an den Vorſtand Anzeige gemacht werden. Als ich nach Hauſe kam, war ſchon ein Brief Sch.s an Hander angelangt, in dem er ihm meinen Hausarreſt anzeigte und ihn erſuchte, im Fall, daß ich ausginge, es ihm anzuzeigen. „Die Juſtiz würde dann prompt ſein," fügte er hinzu.

Dieſer Satz jagte nun H. viel Schrecken ein. Er zeigte ihn meinem Couſin und legte ihn ſo aus, daß Schiebe mich wegweiſen könne. Zwar iſt Schiebes Macht groß, aber das kann er, Gott ſei Dank, nicht ſo leicht. In meinen

Leistungen war ich untadelhaft, ich will auch in meinem Betragen jetzt sehr behutsam sein. Ich will mich von nun an nicht gut betragen, denn ich habe mich nie schlecht aufgeführt, aber ich will, mit einem Wort, mich gar nicht betragen. Bis jetzt war meine Hoffnung, Ostern abzugehen. Von nun an ist es mein fester Entschluß, den vollen Kurs durchzumachen. Ich fürchte S. nicht.

Lebensentscheidung

Eine lange, eine überaus wichtige Zeit ist jetzt vorübergegangen. Mein Vater war da. Ich habe ihm meinen Wunsch, meinen unwiderruflichen Entschluß, zu studieren, mitgeteilt. Er war im Anfang überrascht, dann sagte er, er wolle es eine Zeitlang in Erwägung ziehen. Ich ging so weit, zu sagen, es bedürfe hier gar keiner Erwägung, nur seiner Einwilligung bedürfe es, denn ich würde doch nie von meinem Entschluß abstehen.

Das war freilich zu weit gegangen, meinem Vater jede Wahl abzusprechen. Übrigens hatte ich keinen kleinen Kampf zu bestehen in meinem eigenen Innern. Mein Vater sagte mir, wie er gehofft, ich würde ihm die Last abnehmen, die jetzt so drückend auf seinen Schultern zu liegen anfange. Er, der kampfesmüde Mann, der sich sehnte, seine Tage in Ruhe hinzubringen, müßte, wenn ich in meinem Entschluß beharrte, von neuem zu arbeiten, zu ringen anfangen, um Riekchen und Ferdinand zu ernähren. O Gott, das wog schwer in der Wagschale! Doch weil ich nicht anders konnte, weil ich, obwohl ich schmerzlich rang, dennoch erklärte, ich müsse meiner Neigung, meinem unverkennbaren Berufe

folgen, war mein Vater fast versucht, zu glauben, ich wäre lieblos.

Er fragte mich, was ich studieren wollte.

„Das größte, umfassendste Studium der Welt," entgegnete ich, „das Studium, das am engsten mit den heiligsten Interessen der Menschheit verknüpft ist: das Studium der Geschichte."

Mein Vater fragte mich, wovon ich leben wollte, da ich in Preußen kein Amt, keinen Lehrstuhl erhalten könnte und mich doch nicht von meinen Eltern trennen wollte. O mein Gott, wenn das zu vermeiden wäre! Doch antwortete ich nur, ich würde mich überall zu ernähren wissen.

Mein Vater fragte mich, warum ich nicht Medizin oder Jura studieren wollte.

„Der Arzt wie der Advokat," entgegnete ich, „sind Kaufleute, die mit ihrem Wissen Handel treiben. Oft auch der Gelehrte. Ich sehe es an Hander, der im eigentlichen Sinne des Wortes Kaufmann ist." Ich wollte studieren der Sache, des Wirkens wegen.

Mein Vater fragte, ob ich glaubte, daß ich ein Dichter sei.

„Nein," antwortete ich, „aber ich will mich der publizistischen Sache widmen. Jetzt," sagte ich, „jetzt ist die Zeit, in der man um die heiligsten Zwecke der Menschheit kämpft. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war die Welt in Ketten dumpfen Aberglaubens gehalten. Da erhob sich, durch die Macht der Geister angeregt, eine materielle Gewalt, die blutig das Bestehende in Trümmer stürzte. Der erste Ausbruch war schrecklich und

mußte es ſein. Seitdem hat jener Kampf ununterbrochen gewährt. Er wurde geführt nicht durch die rohe phyſiſche Macht, ſondern durch die Macht des Geiſtes. In jedem Lande, unter jeder Nation erheben ſich Männer, die mit dem Worte kämpften, fielen oder ſiegten. Der Kampf um die edelſten Zwecke, er wird auf die edelſte Weiſe geführt. Freilich muß ſpäter durch die phyſiſche Gewalt die Wahrheit unterſtützt werden, denn ſie wollen es nicht anders, die Leute auf den Thronen. Nun, ſo laß uns die Völker nicht aufregen, nein, erleuchten, aufklären."

Mein Vater ſchwieg lange, dann ſagte er: „Mein Sohn, ich verkenne nicht die Wahrheit, die in deiner Rede liegt, aber warum willſt du gerade zum Märtyrer werden? Du, unſere einzige Hoffnung, Stütze. Die Freiheit muß errungen werden, aber ſie wird's auch ohne dich. Bleib bei uns, mach du unſer Glück aus, wirf dich nicht in jenen Kampf. Selbſt wenn du in ihm ſiegſt, gehen wir doch unter. Wir lebten nur für dich. Vergilt uns. Du allein, du änderſt's nicht. Laß Leute kämpfen, die nichts zu verlieren haben, an deren Geſchick nicht das Herz der Eltern hängt."

O ja, er hat recht! Warum ſoll ich gerade zum Märtyrer werden? Doch wenn jeder ſo ſpräche, ſo feig ſich zurückzöge, wann würde dann ein Kämpfer aufſtehen?

Warum ſoll ich gerade zum Märtyrer werden?

Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Bruſt gelegt, die mich aufruft zum Kampfe, weil Gott mir die Kraft gegeben, ich fühle es, die mich befähigt zum Kampfe! Weil ich für einen edlen Zweck kämpfen und leiden kann! Weil ich Gott um die Kräfte, die er mir

zu bestimmtem Zweck gegeben, nicht betrügen will! Weil ich, mit einem Worte, nicht anders kann!

Wir kamen endlich so weit, daß Vater sagte, Michaeli sollte sich's entscheiden. Bis dahin sollte ich und würde er's sich überlegen. Doch wir verstehen uns noch nicht so ganz. Er wehrt mir nicht das Studium und das Fach, doch meine Meinung wehrt er mir. Darum sage ich, er versteht mich nicht. Er will mich studieren lassen und wehrt mir die heilige, durchwehende Idee, die er Liberalismus nennt! Als wenn nicht gerade sie es wäre, die mich zum Studium treibt, sie, um die ich kämpfen will, und ohne die ich lieber geblieben wäre, was ich bin!

Aus Lassalles heroischer Zeit

Vier Semester hatte Lassalle in Breslau, zwei in Berlin studiert. 1845 reiste er nach Paris, um handschriftliche Heraklitstudien zu machen. Dort lernt er Heinrich Heine kennen. Heines Eindruck ist in einem Brief an Varnhagen von Ense vom 8. Januar 1845 festgehalten.

Heinrich Heine über Lassalle

Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Kenntnissen und Geistesgaben, mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größesten Scharfsinn, der mir je vorgekommen. Mit der reichsten Begabung der Darstellung verbindet er eine Energie des Wollens, eine Habilité im Handeln, die mich wahrhaft in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den tätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter für mich eine freudige Erscheinung, und Sie bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen werden ganz gewiß ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal ein so ausgezeichneter Sohn der neuen Zeit, der nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder in unserer Zeit

hindurchgelungert und hindurchgefaselt. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, entsagten und flennten und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen.

Von Paris zurückgekehrt, macht er die Bekanntschaft der Gräfin Sophie Hatzfeldt die mit ihrem Mann in Krieg lag. 1846 springt er in die große Hilfsaktion für die bedrängte und mißhandelte Gräfin. Im März 1847 erfolgt seine erste Verhaftung, am 4. Mai sein erster Freispruch. Im August 1848 findet der große Kassettenprozeß statt, wieder ein prachtvoll erkämpfter Freispruch. Eine Verleumdungsklage aber hatte ihm zwei Monate Gefängnis eingebracht.

Brief an die Mutter

Aus der Düsseldorfer Haft schreibt er, im Januar 1849, an die Mutter — man beachte den besänftigenden Ton zärtlichster Kindesliebe.

Vielgeliebte teure Mutter!

Deinen lieben Brief, der mich herzinnig erfreut hat, habe ich schon vor längerer Zeit bekommen. Ich wartete nun täglich mit der Beantwortung, weil ich glaubte, daß der liebe Vater, wenn er von Breslau zurückgekehrt, nun mir auch eine Antwort zukommen lassen würde. Ich habe indes vergeblich gewartet und sehe wohl, daß Papa wirklich gesonnen ist, jenen so ungerechten Vorsatz auszuführen, mir, zur Strafe, weil ich verhaftet worden, nicht zu schreiben! Welche Logik! Nun, ich kann es natürlich, so leid es mir tut, nicht ändern. Werde

mich übrigens dadurch nicht abhalten lassen, Euch von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, zumal wenn irgend etwas vorfällt, welches meine Lage ändert.

Im Laufe März komme ich vor die Assisen; daß nicht das Geringste zu fürchten ist, habe ich Euch schon von vornherein geschrieben und brauche es daher erst nicht zu wiederholen. Ich will noch hinzufügen, daß alle politischen Angeklagten, welche jetzt in Köln vor den Geschworenen gestanden, wiederum ohne Ausnahme freigesprochen wurden (Marx, Schneider, Schapper, Engels, Korff, Gottschalk, Kinkel, zwei Dutzend Arbeiter usw.). Was so vielen möglich, wird doch mir um so eher möglich sein. Obwohl Ihr also in solcher Hinsicht gewöhnlich vor lauter Angst zu gar keiner ruhigen Betrachtung kommt, so hoffe ich doch, daß Ihr Euch diesmal keine unnötigen Sorgen machen werdet. Ich freue mich auf die Prozedur wie ein Gott. Wie der fernhintreffende Apollo will ich meine Lanzen werfen, und ich habe im voraus Mitleid mit dem Ärmsten, der die klägliche Aufgabe haben wird, diese spaßhafte und verbrecherische Anklage mir gegenüber zu verteidigen.

Die politischen Verhältnisse werden wohl gleichfalls bald zu einer entscheidenden Lösung gelangen müssen. Entweder kehrt Deutschland wirklich wieder und für immer in die Nacht der alten Zustände zurück — und dann ist alle Wissenschaft eine Lüge, alle Philosophie ein bloßes Spiel des Geistes, Hegel ein dem Irrenhaus entlaufener Narr, und es gibt keinen Gedanken in dem Zufall der Geschichte —, oder die Revolution wird bald einen neuen und entscheidenden Triumph feiern.

Letzteres hat ungleich mehr Wahrscheinlichkeit. Bereits fangen auch die Slawen an, sich dem Bunde der revolutionären Völker anschließen zu wollen.

Das wird ein Krachen geben! Diesen Frühling steht Europa in Feuer und Flammen. Wer das nicht sieht, ist ein Tor. Gnade Gott dann unsrer preußischen Wirtschaft! Durch die Novemberereignisse sind jetzt auch dem Dümmsten die Augen geöffnet, die Novemberverfolgungen sind der größte Hohn auf Recht und Gesetz gewesen, und die Lehre wird keine verlorene sein.

Ich küsse Dich und den vielgeliebten Papa tausendmal und sehe mit Ungeduld einigen Zeilen entgegen. Euer Euch liebender

F. Lassalle

Düsseldorf, Gefängnis, 25. 2. 49

Lassalle als Angeklagter

„Wie sehr man sich aber im Düsseldorfer Gefängnis um den Herrn Generalprokurator, um die Gesetze und um die allergewöhnlichsten Rücksichten des Anstandes kümmert, davon folgendes Exempel:

Ein Gefängniswärter erlaubte sich am 5. Januar einige Brutalitäten gegen Lassalle und setzte diesen die Krone dadurch auf, daß er zum Direktor ging und Lassalle verklagte, als habe dieser ihn brutalisiert.

Eine Stunde nachher tritt der Direktor, vom Instruktionsrichter begleitet, in Lassalles Zimmer, ohne ihn zu grüßen, und stellt ihn deswegen zur Rede. Lassalle

unterbricht ihn mit der Bemerkung, unter gebildeten Leuten sei es üblich, daß man sich begrüße, wenn man zu jemandem ins Zimmer trete, und er sei berechtigt, diese Höflichkeit vom Direktor zu verlangen.

Das war dem Herrn Direktor zu viel. Wütend geht er auf Lassalle zu, drängt ihn ans Fenster zurück und schreit mit möglichst lauter Stimme und unter Begleitung von Gestikulationen sämtlicher Gliedmaßen: ‚Hören Sie, Sie sind hier mein Gefangener und weiter nichts, Sie haben sich der Hausordnung zu fügen, und wenn Ihnen das nicht beliebt, so werde ich Sie ins Cachot werfen lassen, und es kann Ihnen noch Ärgeres passieren!'

Hierauf wurde Lassalle ebenfalls heftig und erklärte dem Direktor, er habe kein Recht, ihn nach der Hausordnung zu bestrafen, da er Untersuchungsgefangener sei; das laute Schreien nütze nichts und beweise nichts; wenn dies Haus auch ein Gefängnis sei, so sei hier doch sein Zimmer, und wenn der Direktor (mit dem Finger zeigend) hier bei ihm eintrete, so habe er ihn zu grüßen.

Jetzt verlor der Direktor alle Besinnung. Er rückte Lassalle dicht auf den Leib, holte weit mit ausgestrecktem Arm aus und schrie: ‚Gestikulieren Sie nicht mit Ihrem Finger, oder ich schlage Ihnen gleich mit eigner Hand eine ins Gesicht, daß ...'

Lassalle forderte sofort den Instruktionsrichter zum Zeugen für diese unerhörte Mißhandlung auf und stellte sich unter seinen Schutz. Der Instruktionsrichter suchte nun den Direktor zu besänftigen, was aber erst gelang, nachdem derselbe die Drohung mit Ohrfeigen noch mehrere Male wiederholt hatte.

Lassalle wandte sich nach dieser Szene an den Staatsprokurator von Ammon mit dem Antrage, gegen den Direktor, Herrn Morret, ein Verfahren einzuleiten. Die Gewaltsamkeiten des Direktors konstituieren nämlich nicht bloß eine Mißhandlung und schwere Beleidigung, sondern auch eine Überschreitung der Amtsbefugnisse...

Und nun entwickelt sich ein Streit zwischen Lassalle und Herrn von Ammon, ob dieser befugt sei, ohne weiteres gegen den Gefängnisdirektor Untersuchung einzuleiten, oder dazu erst der Genehmigung der Regierung bedürfe. Der erstere stützte sich dabei auf die soeben oktroyierte Verfassung, der andere auf eine Kabinettsorder aus dem Jahre 1844. Schließlich wußte sich der Herr von Ammon gar nicht anders zu helfen, als daß er Lassalle mit der Erklärung entließ: ‚Sie scheinen zu vergessen, daß Sie Untersuchungsgefangener sind.'"

Die Assisenrede hat ihm zu seinem glorreichsten Freispruch verholfen. Aber diese Folge von Prozessen, Freisprüchen und Verurteilungen hatte den reizbaren Jüngling gehärtet und gefestigt. Wieder ist das Bekenntnis dieser inneren Wandlung in einem prächtigen, unwillkürlich zur Poesie gesteigerten Brief an die Eltern zu lesen, der vermutlich in Düsseldorf nach beendeter Strafhaft geschrieben wurde.

„Im Ungarwein liegt etwas meiner Natur Verwandtes"

Meine vielgeliebten Eltern!

Lange und schmerzlich habt Ihr mich zwar auf jede Nachricht von Euch warten lassen, so daß ich nicht wenig Eurethalben in Sorgen und Kummer, auch ziemlich ungehalten war.

Dafür habt Ihr mir aber auch, ich muß es gestehen, ein unendlich großes Vergnügen, einen wirklichen Seelengenuß durch Euern Brief, so voll von Atem reinster Vaterliebe, gewährt, der mich am Tage meines Geburtsfestes begrüßte! Was soll ich zu dem Angebinde sagen, das Ihr mir geschickt? Es spricht sich eine so tiefe wie zarte Charakterkenntnis darin aus. Der heilige Ungarwein hat seit je zu den Genüssen gehört, die mir mit am teuersten waren und am meisten Wirkung auf mich äußerten. In dem Feuer der Kraft und in der edlen Herbigkeit dieses Weines liegt etwas meiner Natur Verwandtes! Wie kein anderer vermag er mich zu begeistern! Habt Dank für Eure Liebe, Eure Güte, Eure Sorgfalt und Euer zartes Sinnen, Freude mir zu bereiten. Dieser Vorsatz ist Euch im höchsten Grade gelungen, und ich weiß, daß Euch nichts so freuen kann als diese Gewißheit!

Oft werde ich von diesem Weine trinken, und jedesmal, wenn er, die Pulsschläge mir vermehrend, größere Kraft und kühneren Atem mir in die Seele haucht, werde ich der Liebe denken, die ihn sandte! Hart geh' ich durchs Leben; alle weicheren Regungen des Herzens unterdrückend, führt mich mein Pfad von Felsgeröll zu Klippe und Gestein, und mit der Axt muß ich den Weg mir bahnen. Im steten Kampf, der um mich tobt und stets bereite Kraft verlangt, müssen des Herzens sanfte Regungen, muß jede süßere Wehmut schweigen! Dafür verlangt mich mehr nur als die andern von Zeit zu Zeit, in langem Zwischenraum, und sei's des Jahrs einmal, im Ozean der Liebe mich zu baden, unterzutauchen in die heiligen reinen Wogen und neue Kraft und neue Unverwundbarkeit aus ihnen mir zu

schöpfen. Denn wie aus dem Quell die Glieder badend Frische saugen, und wie das nachgiebige Element der Flut den Körper stärkt zu neuem Ringen, so saugt sich aus der weichen, wahren Liebe Schoß der Geist die Kraft, um einer Welt des Hasses zu begegnen!

Es stelle einer sich, so stark er will — diese Gewißheit braucht er doch: geliebt zu werden! Sonst ist die Quelle seiner Kraft versiegt, und leicht verbraucht ist der erworbene Vorrat!

Das ist der wahre Sinn von jener Fabel vom Riesen, dessen Kraft sich stets aufs neu' entzündet, so oft den Mutterschoß der Erde er berührt!

Das seid Ihr mir! An Eurer schrankenlosen Liebe, Eurem Selbstaufgeben, Eurer Weichheit erweicht sich mein versteinert Wesen, trinkt neue Wärme, neue Glut aus ihm! Drum — welches harte Schicksal mir begegne — ich denk' an Euch: und frisch ermannt find' ich zum Ungeheuren selbst die Kraft! Wie sich die Venus an den rauhen Kriegsgott, so schmiegt Ihr Euch an mein wildes Wesen, nachgebend jedem trotz'gen Ungestüm! Bei Euch nur gelt' ich, weil ich bin, nicht weil ich handle und wie ich handle, und nimmer wähnt Ihr in des eignen Geistes Macht zu fesseln mir die ungestüme Seele. So liebt Ihr mich mit allen meinen Knorr'n, just wie der Bergstrom liebt sein Bette, in das er schäumend querüber Bahn sich brechend sich ergießt!

Nicht wollt Ihr selbstgeschaffene Bahnen ihm bereiten, ihm dämmend feindlich gegenübertreten und in die Regel zwingen seinen Lauf. Drum, wie der Bergstrom liebt sein Bette, so lieb' ich Euch, und wo der jähe Lauf mich hinträgt, an uralter Eichen hundertjähriger

Wurzel die Kraft versuchend, aus den Ufern schäumend, Befruchtung bald und bald Verderben bringend, doch ewig nur zu Hause find' ich mich bei Euch! Verlangt heut nicht von mir vernünftiges Wort. Im losgegebenen Taumel rasen die Gefühle, und dithyrambisch reißen sie mein Wesen fort. Doch wie der Töne Unterschied sich im Akkord harmonisch löst in eines Grundtons Walten, so löst sich aller wildverschiedenen Gefühle Drang in ein Gefühl doch auf, in Lieb' zu Euch!

In wenig Tagen schreib' ich vernünftiger.

Euer

F. Lassalle

Der Schwärmer Lassalle ist dabei keineswegs ein fader Moralist gewesen. Will man eine Probe seiner psychologischen Einsicht und männlichen Denkart haben, so lese man den folgenden von Ed. Bernstein herausgegebenen Brief, den Lassalle in den fünfziger Jahren an eine Verwandte gerichtet hat, die sich von ihrem Mann scheiden lassen wollte, weil sie ihn einmal bei ihrem Dienstmädchen überrascht hat. Er ist nur als Fragment, ohne Datum, erhalten.

Über Eheirrungen

Diese ganze Zeit über wollte ich Dir schreiben, um Dir meine Gratulation zu bringen, daß Du einem so schweren Wochenbette so glücklich entronnen bist. Leider habe ich es, durch zu viele Geschäfte in Atem gehalten, so lange verschoben, bis ich mich zugleich über den sehr unangenehmen Vorfall auslassen muß, den man mir gemeldet.

Ich verkenne nicht, daß Dich jener Anblick mit Recht im höchsten Grade beleidigen und entrüsten mußte. Es ist unverantwortlich von ***, zum Schauplatz solcher Dinge das eigene Haus zu wählen und gar noch eine Zeit, in der Du kaum dem Tode entronnen.

Gleichwohl scheinst Du mir mehr Gewicht auf die Sache zu legen, als sie bei ruhig-vernünftiger Betrachtung verdient! — Soweit ich herumgekommen, habe ich, das glaube mir, keinen Ehemann gesehen, der seiner Frau wirklich die eheliche Treue bewahrte, sehr viele Ehen aber, die trotzdem sehr glückliche zu nennen waren! Es kann auch wirklich einer vernünftigen Frau, ist ihre Behandlung und Stellung nur sonst, wie sie wünschen und fordern kann, fast ganz einerlei sein, ob ihr Mann Nebensprünge macht, wenn er nur so viel Rücksicht und Zartgefühl hat, dies seiner Frau sorgfältig zu verstecken...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich begreife, wie eine Frau sich unglücklich fühlen kann, wenn ihr Mann ein vollständiges Verhältnis mit einer andern hat, diese liebt. Natürlich, sie ist durch diese neue geliebte Mätresse usw. in jeder Hinsicht verdrängt und kann fürchten, daß dies auch auf ihre Behandlung, Stellung mächtig influenzieren wird. Aber eine bloße — avec permission — Schweinerei... würde mich so wenig wirklich kränken, beleidigen, unglücklich machen, wie etwa (folgt ein etwas derber Vergleich).

Wie ich auch... schrieb — welchen Brief ich Dich gleichfalls zu lesen bitte — kommt alles ausschließlich

auf die Behandlung an, die Du bei ihm findeſt. Biſt Du mit dieſer zufrieden? Lebt Ihr im ganzen in Eintracht?... Dann wäre es Torheit, große Torheit, ſich wegen eines ſolchen Fleiſches-Faktums ſcheiden laſſen zu wollen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wäre Deine Behandlung und Stellung eine ſolche, daß Du ſchon vor dieſem Ereignis eine Scheidung lebhaft gewünſcht hätteſt und mit gutem Fug gewünſcht hätteſt — ei, dann würde ich ſagen, ergreife dieſe günſtige Gelegenheit. Aber da man mir ſchreibt, Ihr wäret vielmehr... in ziemlich gutem Einvernehmen miteinander geweſen, ſo würde ich nicht entfernt daran denken, auch nur vierzehn Tage lang meine Zufriedenheit durch eine derartige Entdeckung trüben zu laſſen, die doch bei richtiger Auffaſſung zu den Umriſſen einer Bagatelle herabſinkt.

Und vollends deswegen eine Ehe trennen! Das Geſetz und die offizielle Moral würden Dir zwar recht geben — aber der Menſchenverſtand, der mehr wiegt als beide, entſchieden unrecht. — Am Ende muß ich das beſſer wiſſen als Du, gerade weil ich ein Mann bin und die Männer kenne. Du magſt beſſer wiſſen, wie eine ſolche Entdeckung eine Frau ſchmerzt, eben weil Du eine Frau biſt. Aber willſt Du nur mit einiger Vernunft zu Werke gehen, ſo muß vielmehr der Grad des Schmerzes, den Du über dieſes Ereignis empfindeſt, ſich richten nach dem Grad von Wichtigkeit und Bedeutſamkeit, der einer ſolchen Handlung in dem

Seelenleben eines Mannes innewohnt! Und da kann ich Dir sagen, die Männer sind fast alle so, daß dergleichen Dinge in ihnen nicht mehr Importance und Wert haben, als es für eine Frau hat, wenn (folgt wieder ein drastischer Vergleich).

Das Fatalste war, daß Du dazu kamst. Ich an Deiner Stelle würde mich daher damit begnügen, mir von *** sein Ehrenwort, vielleicht selbst sein schriftliches, geben zu lassen, daß er nie wieder in Deinem Hause sich ähnlich vergehen wird. Darüber, daß er es nicht außer dem Hause tun wird, würde ich ihm nicht einmal ein Versprechen abfordern.

Im Gegenteil. Ich würde ihm erklären, daß ich ihm dies vollkommen freistelle. Die einzige noble Weise, in der eine edle Frau derartige Vergehen des Mannes straft, ist, daß sie ihm Gleichgültigkeit in dieser Hinsicht zeigt, freilich darf auch diese Freiheit außer dem Hause sich eben nur auf die Befriedigung solcher „dunklen Momente" erstrecken und nicht in komplette Mätressenwirtschaft ausarten, der der Mann seine Zeit, Einkünfte usw. opfert.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gern wäre ich selbst nach * gekommen, glaubend, daß meine persönliche Gegenwart auf ihn wie Dich am besten dabei wirken könnte, aber meine fatalen Verhältnisse lassen es nun einmal nicht zu.

Dein Ferdinand Lassalle

Vom Januar 1863 an ist Lassalle in eine Kette von politischen Prozessen verstrickt. Sein Leben ist von Gefahren umstellt. Rechtschaffene Freunde, wie der aus festem Holz geschnitzte Lothar Bucher, können Lassalles Tempo nicht mehr mitmachen. Man lese den wohlerwogenen, vornehmen Abschiedsbrief, den Lothar Bucher an seinen Freund gerichtet hat.

Sie ruinieren Ihre Freunde

Berlin, 26. April 1863

Lieber Lassalle!

Was ich Ihnen neulich des Abends sagte in bezug auf..., Sie möchten es nicht wie Urquhart machen, Ihre Freunde ruinieren und dadurch zu Feinden machen, war prophetisch. Am andern Morgen zeigte sich eine sehr ernste Verwickelung, hervorgegangen aus der Zusage, die ich dem Leipziger Arbeiterverein auf Ihr Verlangen gemacht, und aus der Form, in welche ich diese Zusage gekleidet hatte, und der Wendung gegen die Berliner Presse, die ich gewählt hatte, weil es mir anständig erschien, jemanden, mit dem man in den vier Pfählen und an seinem Herde in den freundschaftlichsten Beziehungen lebt, draußen nicht zu verleugnen, sei es auch nur durch Stillschweigen in einer Streitfrage, in der man auf seiner Seite steht, oder, um es kürzer und platter auszudrücken, weil ich es für anständig hielt, von den vielen Prügeln, die auf Sie fielen, auch etwas abzubekommen. Die Verwickelung ist noch nicht gelöst, kann den einen oder anderen Ausgang nehmen. Ich benutze die Zwischenzeit, um Ihnen in vollständiger Gemütsruhe einen Entschluß mitzuteilen, der, unzählige Male

in mir aufgestiegen und immer niedergedrückt, während der verflossenen Nacht mit einer Klarheit und Festigkeit in meine Seele getreten ist, wie seit vielen Jahren keiner. Ich muß den Umgang mit Ihnen aufgeben. Wenn ich ihn fortsetzte, so würde ich über kurz und lang durch Sie entweder in schwere Verwickelungen hineingezogen oder in Lagen versetzt werden, die mich zwängen, mich selbst in Verwickelungen zu stürzen. Statt einer Motivierung dieses Entschlusses, die Sie ja auch aus unsern mannigfachen Disputationen seit Ihrer Rückkehr aus Italien selbst entnehmen können, lassen Sie mich einfach sagen: es ist mein Instinkt! Noch weniger brauche ich Ihnen zu schreiben, wieviel mich der Entschluß kostet, ich wiederhole nur, was ich oft hinter Ihrem Rücken gesagt habe, daß ich dem Umgange mit Ihnen mehr Belehrung und Anregung verdanke als irgendeinem andern Verhältnisse. Ich kann jetzt in voller Freundschaft von Ihnen scheiden, wie wenn ich nur eine Reise anträte; ob ich es in einigen Tagen noch könnte, weiß ich nicht. Ich überlasse Ihnen ganz, wann und wo Sie über den Gegenstand dieses Briefes sprechen wollen, ich selbst werde längere Zeit keine Nötigung dazu haben, und wenn ich endlich muß, einfach sagen: Ich habe mich im Bewußtsein meiner Schwäche zurückgezogen.

Endlich noch eins: ich habe wohl erwogen, daß Sie davon gesprochen, sich vielleicht von der Politik zurückziehen zu wollen. Ich kenne Ihr Temperament genügend, um zu wissen, daß die Gefahr damit nicht beseitigt wäre. Und nun schüttle ich Ihnen herzlich die Hand.

gez. L. Bucher

Ihre Bücher in den nächsten Tagen.

In seinen „Erinnerungen“ (Cotta, 1917) zeichnet Paul Lindau den Lassalle dieser letzten Jahre.

Lassalles Lebensgewohnheiten

Gleich unsere erste Begegnung war sehr gemütlich. Er hatte von der Verwechslungsszene schon gehört, und sie hatte ihm großen Spaß gemacht. Mit einer Wärme, die mich überraschte, dankte er mir dafür, daß ich ihm bei seiner ersten Rheinreise nicht mit gehässigen und hämischen Bemerkungen, die er bei einer liberalen Zeitung als selbstverständlich vorausgesetzt hatte, sondern sogar mit unverhohlener Sympathie begegnet war. Wir legten den Heimweg zu Fuß zurück. Wir sprachen über alles mögliche, und unsere Unterhaltung hatte noch lange kein Ende gefunden, als wir vor seinem Hotel am Karlsplatz angekommen waren. Wir umschritten das Quadrat des Platzes in lebhaftem Zwiegespräch wohl vier-, fünfmal; das heißt: die Lebhaftigkeit war ganz auf seiner Seite und das Gespräch auch. Es war eigentlich ein Monolog: Lassalle sprach fast allein. Ich brauchte bloß ab und zu ein Stichwort hinzuwerfen, um ihn sogleich zu einem längeren, immer sehr interessanten und wohlgefügten Vortrage zu veranlassen. Seine Gebärden hatten etwas von südlicher Lebhaftigkeit. Er blieb oft stehen und wechselte in seiner Rede öfter die Tonlage. Er fing die Sätze in hoher Lage an und senkte die Stimme gegen den Schluß zu wohltönendem Bariton. Man hörte ihm an, daß er sich für den öffentlichen Vortrag trainiert hatte. Er sprach sehr scharf und bemühte sich sichtlich, wenn auch nicht immer mit vollem Erfolg,

seinen schlesischen Dialekt zu verleugnen. Wir drückten uns zum Abschied herzlich die Hand und trafen für den folgenden Tag eine Verabredung zu gemeinsamem Essen.

Als ich ihn am anderen Mittag abholte, fand ich ihn in jener eigentümlichen, wie mir scheinen will, recht unbequemen Lage, wie sie die Amerikaner besonders lieben. Er hatte sich auf das Sofa ausgestreckt, der Kopf ruhte auf dem tiefen Sitze, während er die übergeschlagenen Beine gegen den Tisch stemmte, so daß die Füße höher lagen als der Kopf. In der Hand hielt er einen Blaustift und vor sich auf dem rechten Schenkel einige beschriebene Oktavblätter. Es war das Konzept seiner Rede, die er am anderen Tage halten wollte, und die er nun noch einmal memorierte und verbesserte. Er sprang auf, um mich zu begrüßen. Ich wunderte mich über die bei einem Gelehrten auffällige Eleganz seines Morgenanzugs. Derartiges hatte ich bisher nur auf der Bühne von Vornehmheit heuchelnden Schauspielern gesehen. Daß er auf sein Äußeres großen Wert legte, war mir schon am Tage vorher aufgefallen. Er kleidete sich wie jemand, der bei jeder neuen Bestellung mit seinem Schneider eine längere Unterredung hat; aber er war tadellos gekleidet, mit ruhiger Einfachheit, etwa wie ein Attaché. Wir waren sogleich wieder in eifriger Unterhaltung. Als er auf den ihm bevorstehenden Prozeß zu sprechen kam, geriet er in starke Erregung. Am meisten ärgerte er sich über die Motivierung des hohen Strafmaßes. Daß der Staatsprokurator ihn nicht für aufrichtig hielt, das konnte er ihm nicht vergeben! „Ich werde selbst meine Verteidigung führen," sagte er mir, „und der Herr Staatsprokurator soll seine Freude an

mir erleben! Wenn der Herr glaubt, daß er mich mit einigen abgedroschenen Zeitungsphrasen abtun kann, dann irrt er sich. Ich will ihn schon lehren, mich ernst zu nehmen!"

Er machte übrigens mir gegenüber kein Geheimnis daraus, daß seine neue agitatorische Tätigkeit für ihn mit gewissen recht starken Unannehmlichkeiten verbunden war. „Glauben Sie mir," sagte er, „es gehört für einen Mann meiner Lebensgewohnheiten und meiner gesellschaftlichen Neigungen eine starke Selbstverleugnung dazu, um diese Agitation so durchzuführen, wie ich sie durchführen muß. Wenn dazu weiter nichts erforderlich wäre, als meine Zeit, meine Kraft, wenn ich die Bewegung von meinem Zimmer aus leiten könnte, ich würde Tag und Nacht arbeiten, ohne eine Miene zu verziehen; aber das Sprechen vor den Tausenden, in einer Luft, bei der man nicht atmen kann, und diese Anjubelungen, auf die man antworten muß, es ist mir manchmal schrecklich! Einen ganz besonderen Horror habe ich vor den Arbeiterdeputationen, wo ich immer dasselbe zu hören bekomme und soundsoviel harte, heiße, feuchte Hände drücken muß. Mir sind alle körperlichen Berührungen fatal. Aber da hilft nun mal alles nichts. Es gehört, vorläufig wenigstens, dazu! Und es muß durchgemacht werden. Ich denke aber, in nicht allzu ferner Zeit werde ich mich ganz auf die geistige Leitung beschränken können und mit meiner persönlichen Agitation zurücktreten dürfen. Ich sehe jetzt schon einige sehr tüchtige Leute, und es werden noch viel tüchtigere sich heranbilden, die als Redner und Agitatoren ihre volle Schuldigkeit tun werden. Vorläufig aber fühle

ich, daß ich für die Sache noch unentbehrlich bin, und ich werde meine Pflicht tun." Er schien zur Zukunft der von ihm vertretenen Sache das vollste Vertrauen zu haben.

Lassalle war, während er mit mir sprach, in dem geräumigen Hotelzimmer beständig auf und nieder gegangen. Er hatte den Kopf etwas gesenkt und bewegte ihn pendelnd während des Sprechens hin und her. Jedem Satze, dem er Wichtigkeit beilegte, und jedem Worte, das er betonte, verlieh er durch eine energische Handbewegung besonderen Nachdruck.

Wie am Abend vorher, so hatte ich auch jetzt fast gar nicht gesprochen. Ich schlug eben nur die Themata an, die ich von ihm behandelt zu hören wünschte. Inzwischen war es zwei Uhr geworden. Lassalle sprach immer weiter und so fesselnd, daß ich ihn nicht unterbrechen mochte. Er sprach noch eine Stunde. Ich hatte mich ein paarmal erhoben, um ihn daran zu erinnern, daß wir eigentlich zusammen speisen wollten, aber er bemerkte es nicht. Er sprach weiter, bis ich endlich um halb vier Uhr etwa mit dem Geständnis herausrückte: „Wollen wir nicht essen gehen? Ich habe furchtbaren Hunger." Lassalle machte mir Vorwürfe, daß ich ihn nicht früher daran erinnert hatte, zog sich schnell den Straßenanzug an, und wir klopften eine Treppe tiefer bei der Gräfin Hatzfeldt.

Die Gräfin stand an der Schwelle der Sechzig. Als mir Lassalle die Ehre erwies, mich ihr vorzustellen, nahm sie ihre Zigarre aus dem Munde und reichte mir ihre wohlgepflegte und schön geformte Hand. Mir war bekannt, daß sie mit ihrem ährenblonden Haar

eine gefeierte Schönheit gewesen war. Das sah man ihr freilich nicht mehr an. Sie wirkte auf mich auch älter, als sie war; aber sie hatte in ihrem ganzen Wesen etwas ungemein Liebenswürdiges, Artiges; und die Art und Weise, in der die Gräfin und Lassalle miteinander verkehrten, mußte jeden Unbefangenen auf das angenehmste berühren: von seiner Seite wahrer Respekt, dankbare Verehrung, von ihrer Seite wärmstes freundschaftliches Interesse an allem, was ihren jungen Freund berührte, und feinstes Verständnis eines jeden Wortes, das er sprach. Unser gemeinsames kleines Diner verlief in angeregtester und heiterster Stimmung.

Mit welchem Schwung Lassalle auch in dieser letzten Zeit am Werke war, nicht ermattet und nicht im geringsten mutlos, das beweist der folgende, am 13. März 1864 geschriebene Jubelbrief an seine Schwester. Gleich nach der Prozeßgeschichte setzt ein zarteres Thema ein.

Geliebtes Kind!

Gestern war große Bataille: Mein Hochverratsprozeß fand vor dem Staatsgerichtshof statt. Es ging hart her. Der Oberstaatsanwalt plädierte in Person und beantragte bloß die Kleinigkeit von drei Jahren Zuchthaus, fünf Jahre Stellung unter Polizeiaufsicht und hundert Taler Geldstrafe. Die Sitzung dauerte von zehn Uhr bis sechs Uhr. Ich plädierte vier Stunden, stellenweise mit der Wut eines hyrkanischen Königstigers! Drei- bis viermal wurde ich durch ein wahres

Wutgeheul der von ihren Sesseln auffahrenden Richter unterbrochen. Aber ich bändigte meine Löwen so gut wie Batty. Ich provozierte sie, mir das Wort abzuschneiden, wenn sie wollten. Solange ich aber das Wort hätte, würde ich sprechen frei wie der Vogel in der Luft. Mir das Wort abzuschneiden wagten sie nicht, weil es offenbarer Kassationsgrund gewesen wäre. So fielen sie denn aus ihrem Aufruhr immer wieder in Nachgiebigkeit zurück, und ich ging, den Kantschu kräftig schwingend, immer wacker voran.

Als sich die Richter zur Beratung zurückzogen, gewährte das ganze Auditorium einen äußerst trübseligen Anblick. Meine Freunde hatten sich zahlreich eingefunden. Keiner, der mich nicht für einen verlorenen Mann gehalten hätte. Einen solchen Eindruck hatte die Erbitterung der Richter gemacht. Dorn, der als Zuschauer da war und, wie alle, fast verhungernd treu aushielt, sagte mir: Der Staatsgerichtshof hat noch nie jemand freigesprochen. Er riet mir, schnell fortzufahren und mich in Sicherheit zu bringen. Denselben Rat gab mir Holthoff, der gleichfalls nicht den geringsten Glauben an eine Freisprechung mehr hatte. Denselben Rat, auf mich einstürmend, alle meine Freunde. Ich aber hielt es meiner nicht würdig, den Rücken zu zeigen. Ich hielt aus wie der Fels im Sturm, obgleich im Falle der Verurteilung meine sofortige Verhaftung gewiß war und ich selbst an meine Freisprechung nicht mehr glaubte, so groß war die Erbitterung gewesen.

Was die Gräfin, die gleichfalls zugegen war, dabei gelitten hat, kannst Du Dir denken.

So wartete ich denn die Rückkehr der Richter ab.

Es war das viertemal in meinem Leben, daß ich mich völliger Vernichtung gegenüber befunden habe.

Endlich kamen sie und verkündeten meine — Freisprechung.

Du hättest die Freude meiner Freunde sehen sollen, zumal der Gräfin und Buchers, der beinah Kobold schoß! Und das Gesicht des Oberstaatsanwalts, der aussah wie eine Katze, die Essig getrunken! Der Präsident kam jetzt sehr liebenswürdig auf mich zu, versicherte mir seine Bewunderung für meine Stimme, seine Teilnahme dafür, daß ich dieselbe so sehr angestrengt, da er doch aus den Akten wisse, daß ich ein Halsleiden habe, und behauptete jetzt, nur im Interesse derselben so oft auf Mäßigung gedrungen zu haben!

Ich glaube, es ist wirklich die erste Freisprechung, die vor dem Staatsgerichtshof erfolgt ist.

Du bist die erste, der ich Nachricht davon gebe, wohl auch die einzige, mit Ausnahme zweier Zeilen, die ich noch gestern der geliebten Mutter schrieb.

Du siehst also, daß ich bei dieser Gelegenheit mein sonstiges Nicht-Schreiben gutzumachen weiß.

Freilich habe ich diesmal auch noch einen ganz besonderen Anlaß dazu:

Eine junge Dame nämlich, die auf einige Wochen zu ihrer in Wien verheirateten Schwester Frau von C... nach Wien gereist ist, wünscht Deine Bekanntschaft zu machen, und sie ist es, durch welche Du diesen Brief empfängst.

Wie schön sie ist, wirst Du auf den ersten Blick sehen, und wie liebenswürdig, nach kurzer Bekanntschaft. Es wird Dich also auch nicht wundernehmen können, wenn ich mich ausnehmend für sie interessiere. Komme ihr also auf das freundlichste entgegen. Sie hat überdies noch ein ganz besonderes Recht auf Deine Liebenswürdigkeit, indem sie die erste ist, von der Du die Nachricht meiner Freisprechung empfängst.

Ihre Talente wirst Du sehr bald beurteilen können. Sie spielt vortrefflich Klavier, was kein Wunder, da sie eine Schülerin von Bülow ist, der ebenso große Stücke auf sie hält wie ich. Wir haben uns in ihrem Hause alle Mittwoch abend gesehen, schöne Abende, die jetzt durch ihre Abreise zerstört sind. Übrigens ist auch Bülow verreist; er ist am 10. nach Petersburg gegangen und kommt erst am 20. April zurück.

Die Gräfin läßt Dir die schönsten Dinge auf Deinen neulichen Brief erwidern. Sie ist heut noch zu erschöpft von der großen Bataille, um selbst schreiben zu können, wird es aber nächstens tun.

Meine schöne Schützlingin wird Dir diesen Brief mit einigen begleitenden Worten schicken. Sie erwartet, daß Du sie dann einladest, Dich zu besuchen.

Nochmals, komme ihr auf das herzlichste entgegen und antworte bald

Deinem

Ferdinand

Berlin, 13. 3. 64

Dieser Brief ist so lang, daß er fünf von Deinen aufwiegt, und Du bist mir daher vier Briefe schuldig.

Über Lassalles Auftreten vor Gericht sind wir durch eine anschauliche Schilderung von Paul Lindau unterrichtet. In seinen „Erinnerungen" (Cotta, 1917) schreibt er:

Lassalle vor den Richtern

Am 26. Juni traf er wieder in Düsseldorf ein. Er hatte mich von seiner Ankunft in Kenntnis gesetzt und eingeladen, mit ihm eine Abendstunde zu verplaudern. Unser Tisch war der einzig besetzte im Speisezimmer des Hotels Domhardt. Die Gräfin Hatzfeldt, die ihn auch diesmal begleitet hatte, rauchte. Lassalle, der mit dem Konzept seiner Rede, die er am anderen Tage vor den Richtern der zweiten Instanz halten sollte, zufrieden zu sein schien, war in bester Stimmung und sprach fast allein. Der Düsseldorfer Bevollmächtigte lauschte den Worten des Meisters andächtig mit halb geöffneten Lippen. Wenn ich nicht irre, war außer uns vieren nur noch Reinhold Schlingmann an unserem Tisch, der zu jener Zeit Buchhändler in Berlin war und die letzten Schriften Lassalles verlegt hatte. Wir trennten uns zu verhältnismäßig früher Stunde, denn morgen war für Lassalle und uns alle ein anstrengender Tag.

Es war ein sehr heißer Junitag, dieser 27. Durch die Zuvorkommenheit des Vorsitzenden war mir in dem kleinen abgesteckten Raume, in dem außer dem hohen Gerichtshofe nur der Angeklagte und sein Verteidiger verweilen durften, ein bevorzugter Platz angewiesen. Die gleiche Vergünstigung war der Gräfin Hatzfeldt eingeräumt, die während der langen Verhandlungen neben mir saß und mir in liebenswürdiger Weise den

unbeschränkten Gebrauch ihres Flakons mit Eau de Cologne verstattete. Es war ein Labsal in dem niedrigen, engen Saal, in dem vielleicht für höchstens sechzig Zuhörer Raum war und in dem gewiß hundertfünfzig sich zusammengepfercht hatten. Außerdem waren die Korridore schwarz von Menschen, und die Arbeiter standen bis auf die Straße, um Lassalle, der sich jede stürmische Begrüßung streng verbeten hatte, bei seinem Betreten des Gerichtsgebäudes zum mindesten zu sehen.

Es war gerade neun, der Staatsanwalt unterhielt sich mit Lassalles Verteidiger, dem Rechtsanwalt Bloem, da entstand eine starke Bewegung im Zuschauerraum; Lassalle trat ein, gefolgt von seinem getreuen Famulus, dem Düsseldorfer Bevollmächtigten. Lassalle trug unter dem linken Arm eine Unmenge Bücher, die er kaum umspannen konnte, vielleicht fünfzehn bis achtzehn Bände, und der Bevollmächtigte hinter ihm keuchte unter einer noch schwereren Last. Bloem lächelte, aber der Staatsanwalt machte ein ganz entsetztes Gesicht und rief unwillkürlich, aber doch so laut, daß wir es deutlich vernehmen konnten: „Um Gottes willen!"

Lassalle, der mit einer vornehmen Kopfbewegung den Staatsanwalt begrüßt hatte, stellte seine Bibliothek auf einem Tische, den der Gerichtsdiener herbeigeschleppt hatte, auf und ordnete dann die Bücher systematisch. Darauf begrüßte er die Gräfin Hatzfeldt mit respektvoller Herzlichkeit und drückte Bloem und mir die Hand. Er hatte aus Achtung vor dem hohen Gerichtshof großen Gesellschaftsanzug angelegt, Frack und weiße Binde. Sobald die Herren Richter eintraten, begab sich Lassalle auf die Anklagebank und verneigte sich sehr tief vor den

eintretenden Herren, die den Gruß ebenso artig erwiderten. Der Vorsitzende erklärte die Sitzung für eröffnet, und unmittelbar darauf trat Lassalle vor und bat um die Vergünstigung, sich hinter den Tisch setzen zu dürfen, auf dem er „einiges wissenschaftliche Material", dessen er zu seiner Verteidigung wohl bedürfen würde, beisammen habe. Der Wunsch wurde ohne weiteres erfüllt.

Die Sache war zunächst sehr langweilig. Es wurden die umfangreichen Akten der Vorverhandlung, das Urteil mit seinen ellenlangen Motiven verlesen und, da die ganze Broschüre unter Anklage gestellt war, schließlich die ganze Lassallesche Rede, in dem bewußten monotonen Singsang der Protokollefer. Das dauerte etwa zwei Stunden. Es war bereits halb zwölf, als Lassalle das Wort ergriff. Um eins wurde eine Mittagspause gemacht. Am Nachmittag sprach Lassalle von vier bis halb sieben, im ganzen also vier Stunden. Über sein Verhalten vor dem Gerichtshof kann ich mich auf meine früheren Aufzeichnungen beziehen.

Lassalles Vortrag machte durchaus den Eindruck der freien Rede, die allerdings vorher reiflich durchdacht und durch eine gedrungene schriftliche Disposition konsolidiert war. Er hielt in der rechten Hand ein Oktavblättchen, auf das er von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick warf, um dann eine längere Zeit anscheinend zu extemporieren. Er sprach mit musterhafter Deutlichkeit und mit großem rhetorischem Schwunge. Dieselbe Eigenheit, die ich schon in der Privatunterhaltung an ihm beobachtet hatte: das Herumspringen seines modulationsfähigen Organs in allen Stimmlagen, zeigte sich auch

hier und in noch verstärktem Maße. Sein Vortrag war im höchsten Grade wirksam, wenn auch nicht ganz frei vom Theatralischen.

Für jede Stimmung, die er hervorrufen wollte, wußte er den richtigen Akzent zu finden; aber alles machte den Eindruck des sehr Beabsichtigten, vorher Studierten, zum mindesten vorher Probierten. Sei es, daß er spöttisch und ironisch über die ungenügenden Kenntnisse seiner Richter herzog, sei es, daß er das Pathos des eigenen Bewußtseins anwandte und den Brustton der Überzeugung anschlug oder durch den wehmütigen Ausdruck seines Märtyrertums zu wirken suchte, trotz aller Bewunderung für die Schärfe der Gedanken, für die Knappheit und die Gewalt des Ausdrucks, für die hohe Beredsamkeit wurde man den Eindruck des Schauspielerischen nicht recht los. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch das lebhafte Mienenspiel und durch die Gesten, mit welchen Lassalle den Vortrag begleitete.

Der Ausdruck seines Gesichts wechselte beständig. Bald spielte ein spöttisches Lächeln um seinen Mund, und er schloß halb mitleidig, halb verächtlich die Augen zur Hälfte, bald öffnete er sie in ihrer ganzen Weite, und drohende Blicke schossen zu den erhöhten Sitzen der Richter hinauf. Bald ließ er den Kopf in vernachlässigter Haltung hin und her schwanken — so zum Beispiel, wenn er die erheblichsten und schwierigsten wissenschaftlichen Feststellungen als etwas Nebensächliches, jedem Richter unbedingt Geläufiges erwähnte —, bald warf er den Kopf vornehm und kühn in den Nacken wie ein römischer Imperator.

Am meisten illustrierte er seine gesprochenen Gedanken durch die Handbewegungen. Hände und Arme waren in fast unausgesetzter Tätigkeit. Ruhig verhielt er sich nur bei den scharfen, rein juristischen Deduktionen, für die er die volle Aufmerksamkeit der Richter beanspruchen wollte; dann stützte er sich leicht mit der linken Hand auf den Tisch und verbarg die rechte, die immer eines der Oktavblättchen hielt, hinter dem Tuch der tiefausgeschnittenen Weste. Galt es aber eine rhetorische Wirkung zu erzielen, so gestikulierte er mit der Rechten in ganz merkwürdiger Weise. Da schnellte er den Arm nach vorn, als ob er boxen wollte, da zerhackte er mit dem zusammengekniffenen Blättchen die Luft, als ob er Zweivierteltakt im Prestissimo schlüge, da hob er wie drohend die Hand auf und fuchtelte damit so leidenschaftlich, daß ihm mehrfach die geschriebenen Seiten entfielen und in langsamen Schwingungen zu Boden flatterten. Da dieser Effekt sich zwei- oder dreimal und immer am Schluß eines Gefüges seiner Beweisführung wiederholte — so daß die Pause, die durch das Sammeln und Aufheben der Blätter notwendig wurde, sehr erwünscht war —, so konnte ich mich dem Eindrucke, daß auch diese Wirkung beabsichtigt sei, nicht ganz verschließen.

Während der langen Rede wechselte Lassalle auch häufig seine Stellung. Mitunter lustwandelte er hinter dem mit Büchern bedeckten Tische auf und ab, bisweilen blieb er auch einige Minuten wie festgewurzelt stehen, um alsbald wieder einige Schritte zu machen und langsam den Richtern sich zu nähern. Diese vorschreitende Bewegung hatte er namentlich am Schlusse seiner

Rede; während der sehr effektvollen Sätze, mit denen er endete, rückte er allmählich ganz unmerklich vor, so daß er bei dem letzten Worte hart an den Stufen stand, die zu dem Podium des Tribunals hinaufführten. Den Schlußpassus sprach er mit so erhobener Stimme und mit so lebhaften Bewegungen in die Richter hinein, daß sich der Präsident unwillkürlich etwas zurückbog.

So weit meine früheren Aufzeichnungen über „Lassalles letzte Rede". Der Verteidiger beschränkte sich auf wenige Worte. Lassalle hatte für sich so viel getan, daß dem Advokaten zu tun fast nichts mehr übrigblieb. Der Staatsanwalt sprach sehr maßvoll, aber er beantragte doch, mit Hinweis auf die Antezedenzien des Angeklagten (seine Vorbestrafung im November 1848 wegen „Aufreizung zu gewaltsamem Widerstande gegen die Regierung bis zum Blutvergießen") das höchste Strafmaß: zwei Jahre Gefängnis. Der Gerichtshof vertagte die Verkündigung des Urteils auf den 1. Juli. Am 1. Juli wurde Lassalle zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Während der Zwischenzeit vom 28. bis zum 30. Juni war ich mit Lassalle täglich fünf, sechs Stunden zusammen. Ich brachte in der „Düsseldorfer Zeitung" beinahe den Wortlaut seiner Rede.

Zum Glück hatte Lassalle sehr langsam gesprochen, und es war mir vermöge der Kollegienheft-Schnellschrift, die ich als Zeitungsberichterstatter für meinen Privatgebrauch noch vervollkommnet hatte, gelungen, dem Vortrage mit diesen nur mir verständlichen Aufzeichnungen so zu folgen, daß ich imstande war, mit

Zuhilfenahme des unter dem Eindruck des Frischempfangenen noch besonders bereitwilligen Gedächtnisses den ungefähren Wortlaut nach dieser Niederschrift herzustellen. Nur an einigen Stellen, wo ich durch die interessante Persönlichkeit des Angeklagten von meiner Arbeit abgelenkt war, machte mir die Redaktion der Rede nach meinen Aufzeichnungen Schwierigkeiten. Um diese zu heben, wandte ich mich an Lassalle selbst. In der Zeitung hatte ich zunächst einen kurzen resümierenden Bericht gebracht und einen ausführlichen mir vorbehalten. Am anderen Tage, am 28., ging ich zu Lassalle und bat ihn, mir bei dem Berichte zu helfen. Ich las ihm vor, was ich geschrieben hatte; er änderte einige wenige Kleinigkeiten und füllte durch sein Diktat alle Lücken aus. Die Revision und die Nachträge erforderten immerhin noch mehrere Stunden. Ich saß als Sekretär am Tische und schrieb nach dem Diktate Lassalles noch einige zwanzig Seiten, so daß der Bericht über die Rede allein zwölf bis fünfzehn Spalten der Zeitung füllte. Lassalle diktierte wieder nach seiner Disposition, indem er beständig im Zimmer auf und ab schritt. Sein Diktat stimmte mit der am Tage vorher gehaltenen Rede bis auf die kleinste Wendung — bis aufs „und", wie die Schauspieler sagen — genau überein. Es fiel mir auf, daß er auch jetzt, da sich das Auditorium auf meine Person allein beschränkte und er keinerlei rhetorische Wirkung zu erzielen brauchte, ganz dieselben Akzente wählte wie in der öffentlichen Sitzung und an den betreffenden Stellen auch dieselben Bewegungen machte wie am Tage vorher.

Lassalles Bekanntmachungen als Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins waren im Stile militärischer Bekanntmachungen gehalten. Er hatte sich das Recht geben lassen, einen Vertreter zu ernennen. So erließ er am 27. Juni 1863 folgendes

Dekret

Arbeiter! Bei meiner morgen erfolgenden Abreise in die Bäder der Schweiz ernenne ich bis zu meiner Rückkehr Herrn Dr. Otto Dammer in Leipzig zum Vorsitzenden des Vereins.

Berlin, 27. 6. 63

Ferdinand Lassalle

Lassalle arbeitete in den letzten Jahren mit unerhörter Spannkraft, man möchte sagen mit überheiztem Kessel. Er durfte, ohne Übertreibung, an seinen Freund, den Oberst Rüstow, im Februar 1862 schreiben:

Untertauchen in Arbeit

Ich esse und trinke und habe, was Menschenbegehr. Und meine Befriedigung bei dem allem — die gönne ich keinem Hunde! Es geht mir schon seit vielen Jahren so, immer wachsend, das einzige Mittel dagegen ist für mich, unterzutauchen in eine Arbeit, scheinbar viel zu groß, um sie in dem Dreifachen der Zeit, die ich mir dafür gesteckt, ausführen zu können. Sowie ich mich in eine neue Qual eingeschifft habe, dann wird von dieser Wut, der ich dann hingegeben, jede andere latente Stimmung unterdrückt! Ich arbeite, martere mich, ächze mich ab an dem unmöglichen Ziel, drücke mir den

rotglühenden Stachel immer tiefer in die Flanken, verzehre mich. Hetze mich ab, reibe mich auf, und in dieser verzehrenden Leidenschaft, in der ich dann mich ringe und winde, die mir die Seele durchdringt und den Geist beschäftigt, täglich, bis mir die Augen zufallen, in dieser wahnsinnigen Nervenerzitterung fühle ich mich dann gesättigt und mache das Unmögliche möglich. Sowie es aber auf dem Tisch liegt und mir der Stachel aus den Eingeweiden gezogen ist, falle ich zurück in die Fauststimmung: es möchte kein Hund so länger leben.

Lassalle vor Gericht

Eine Verteidigungsrede über die Wissenschaft und die Arbeiter vor dem Berliner Kriminalgericht gegen die Anklage, die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich angereizt zu haben. (16. Januar 1863)

Meine Herren Präsident und Räte!

Ich muß damit beginnen, Ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen. Meine Verteidigung wird eine eingehende sein. Sie wird eben deshalb eine nicht gerade kurze sein müssen. Aber ich halte mich hiezu berechtigt, einmal durch die Höhe des Strafmaßes, mit welchem mich der § 100 des Strafgesetzbuchs bedroht, ein Strafmaß, das in seinem Maximum nicht weniger als zwei Jahre Gefängnis beträgt, zweitens aber und besonders dadurch, daß es sich heute um noch etwas ganz anderes handelt, als um eine Strafe und um einen Mann!

Erlauben Sie, daß ich sofort die Debatte aus dem Bereiche gewöhnlicher Prozeßroutine auf die Höhe und zu der Würde erhebe, welche ihr zukommen.

Die Anklage, die gegen mich erhoben worden ist, ist ein schlimmes und trauriges Zeichen der gegenwärtigen Lage der Dinge.

Sie verletzt nicht nur die gewöhnlichen Gesetze; sie bildet sogar...

(Der Staatsanwalt erhebt sich protestierend)

Präsident: Ich will den Angeklagten unterbrechen, da er sich einen durchaus unstatthaften Vorwurf gegen die königliche Staatsanwaltschaft erlaubt. In solcher Weise dürfen Sie nicht weitersprechen.

Angeklagter: Ich muß mich beziehen auf eine Gesetzesstelle, Herr Präsident, auf einen Artikel der Verfassungsurkunde.

Präsident: Dann möchte ich doch dem Angeklagten raten, sich etwas anders auszudrücken. Der Angeklagte hat sich auf den bestimmten Vorwurf, der ihm gemacht ist, also im vorliegenden Falle darauf zu beschränken, zu erörtern, ob er den öffentlichen Frieden in der ihm zur Last gelegten Weise gefährdet habe oder nicht. Was soll hier eine Verletzung der Verfassung?

Angeklagter: Im Gegenteil, Herr Präsident, ich behaupte ja eben — lassen Sie mir nur Raum, um wenige Sätze zu sagen; Sie werden dann sehen, wie relevant es ist! —, daß ich gar nicht dieses Vergehens überhaupt angeklagt werden darf, weil mich vor allem die Verfassung, und diese schon ganz allein, schützen müßte. Ich kann doch nicht voraus wissen, welche Erwägung allein zu meiner Entlastung ausreicht und welche überflüssig wäre! In der besonderen Entwicklung der Gedanken und Sätze meiner Verteidigung muß ich doch frei sein, sonst will ich lieber schweigend und mit über die Brust gekreuzten Armen mein Schicksal über mich ergehen lassen!

(Der Angeklagte setzt sich nieder. Große Bewegung unter den Anwesenden. Jetzt erhebt sich der Verteidiger)

Verteidiger: Ich spreche meine Ansicht dahin aus, daß ein Angeklagter berechtigt ist, zu seiner Verteidigung

zu sagen, daß ihn die Verfassung schützen müsse, und daß eine Nichtachtung dieses Schutzes die Verfassung verletzt.

Präsident: Gewiß hat er dies Recht!

Angeklagter (sich schnell wieder erhebend): Dann sind wir einverstanden, und ich bitte, mich zu hören.

(Es wird nicht widersprochen. Der Angeklagte nimmt sein Plädoyer an der verlassenen Stelle wieder auf.)

Lassalle (fortfahrend): Die Anklage verletzt nicht nur die gewöhnlichen Gesetze, sie bildet sogar einen entschiedenen Eingriff in die Verfassung, und dies ist das erste Verteidigungsmittel, das ich ihr entgegenstelle.

I. Der Artikel 20 der Verfassung lautet:

„Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei."

Was kann und soll dieses in der Verfassung proklamierte „ist frei" bedeuten, wenn nicht dies, daß die Wissenschaft und ihre Lehre nicht an das allgemeine Strafgesetz gebunden sein soll?

Soll dies „die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei" vielleicht bedeuten, „frei innerhalb der Grenzen des allgemeinen Strafgesetzbuches"? Aber innerhalb dieser Grenzen ist jede Meinungsäußerung, durchaus nicht bloß die Wissenschaft und ihre Lehre, vollkommen frei. Innerhalb der Grenzen des allgemeinen Strafgesetzbuches ist jeder Zeitungsschreiber und selbst jedes Hökerweib vollkommen frei, zu schreiben und zu sprechen, was sie wollen. Diese Freiheit, die jeder Art von Meinungsäußerung zusteht, brauchte und könnte dann nicht für „die Wissenschaft und ihre Lehre" durch einen besonderen Verfassungsartikel verkündet werden.

Jenen Verfassungsartikel in diesem Sinne auslegen, hieße also nichts anderes, als ihn einfach fortleugnen,

ihn da hinein interpretieren, daß er überhaupt nicht dastehe — was freilich eine in unserer Zeit nicht unbeliebte Weise ist, die Verfassung in aller Stille zu beseitigen.

Kein Zweifel also, daß, da die erste Regel juristischer Interpretation die ist, eine Gesetzesbestimmung, geschweige denn einen Verfassungsartikel, nicht ins Überflüssige und Absurde, nicht ins Nichtdastehen zu interpretieren — kein Zweifel also, sage ich, daß dieser Verfassungsartikel besagt, was er eben besagt: daß die Wissenschaft und ihre Lehre frei, an die Grenzen des gemeinen Strafgesetzes nicht gebunden sein sollen.

Was ewig urfrei und in keine Schranken geschlagen dastehen muß, was für den Staat selbst wichtiger als jedes einzelne Gesetz, an kein einzelnes Gesetz als Grenze seiner freien Tätigkeit gebunden sein darf — das ist der Trieb wissenschaftlicher Erkenntnis!

Alle Zustände sind unvollkommen. Es kann sich treffen, daß Institutionen, welche wir für die unantastbarsten und notwendigsten halten, die verderblichsten und veränderungsbedürftigsten sind.

Wer, dessen Blick die Veränderungen der Geschichte seit den Zeiten der Inder und Ägypter, wer, dessen Blick auch nur den beschränkten Zeitraum eines Jahrhunderts genau umfaßt, leugnete dies?

Der ägyptische Fellah heizt den Herd seiner elenden Lehmhütte mit den Mumien der ägyptischen Pharaonen, den allmächtigen Erbauern der ewigen Pyramiden. Sitten, Einrichtungen, Gesetzbücher, Königsgeschlechter, Staaten, Völker — sind im regen Wechsel verschwunden. Aber was, mächtiger als sie alle, nie verschwunden,

immer nur gewachsen ist, was sich seit den ältesten Zeiten jonischer Philosophie, alles andere überdauernd, immer nur in beständiger Zunahme entfaltet hat, von einem Staate dem andern, von einem Volke dem andern, von einer Zeit der andern in heiliger Ehrfurcht überliefert, das ist der stolz ragende Baum wissenschaftlicher Erkenntnis!

Und welches ist die Quelle aller unablässig fortschreitenden, aller unausgesetzt und unmerklich sich vermehrenden, aller friedlich sich vollziehenden Verbesserung in der Geschichte, wenn nicht die wissenschaftliche Erkenntnis? Sie muß darum walten ohne Schranken, für sie darf es kein Festes, das sie nicht in den Prozeß ihrer chemischen Untersuchungen zöge, kein Unberührbares, kein noli me tangere geben. Ohne die Freiheit der wissenschaftlichen Erkenntnis daher nur Stagnation, Versumpfung, Barbarei! Und wie sie die unausgesetzt fließende Quelle aller Vervollkommnung menschlicher Zustände ist, so ist sie und ihre die Überzeugungen langsam gewinnende Macht zugleich auch die einzige Garantie für eine friedliche Entwicklung. Wer daher diese Quelle verstopft, wer ihr in bezug auf irgendwelche Zustände, wer ihr an irgendwelchen Punkten zu fließen verbietet, der hat nicht nur den Quell der Vervollkommnung abgeschnitten und Nacht und Barbarei heraufbeschworen — er hat den öffentlichen Frieden eingerissen und den Staat auf gewaltsamen Umsturz und Ruin gestellt! Denn er hat jenes Sicherheitsventil verschlossen, durch welches die Gesellschaft allmählich in sich aufnimmt, was ihrer unmerklich sich ändernden Lage entsprechend, durch die Kraft der Wissenschaft langsam herausgeboren,

sicher, wenngleich allmählich, in Köpfe und Zustände übergeht. Er hat das Sicherheitsventil geschlossen und den Staat auf die Explosion gestellt! Er hat der Wissenschaft verboten, Wunde und Heilmittel aufzuzeigen, und die aus der verborgengehaltenen Wunde sich endlich ergebenden Konvulsionen des Todeskampfes an die Stelle der Krankheitserforschung und ihrer Heilung gesetzt.

Die unbeschränkte Freiheit der wissenschaftlichen Lehre ist daher nicht nur ein unnehmbares Recht des Individuums, sie ist vor allem und in noch höherem Grade die Lebensbedingung des Ganzen, das Lebensinteresse des Staates selbst.

Aber wie, meine Herren? Stelle ich vielleicht hier eine nagelneue und unerhörte Theorie auf? Mißbrauche ich vielleicht den Wortlaut der Verfassung, um mir aus einer prozessualen Verlegenheit zu helfen?

Nichts leichter statt dessen, als Ihnen den historischen Nachweis zu erbringen, daß diese Bestimmung der Verfassung nie anders aufgefaßt worden ist, daß diese Theorie seit je und jahrhundertelang vor der Verfassung durch Usus und Praxis unbestrittene Geltung bei uns hatte, daß sie ein traditioneller und charakteristischer Grundzug aller germanischen Nationen seit der frühesten Zeit ist.

Zur Zeit des Sokrates konnte man noch angeklagt werden, *καινούς θεούς*, neue Götter, gelehrt zu haben, und Sokrates trank den Giftbecher unter dieser Anklage.

Im Altertum war dies natürlich. Der antike Geist war so durch und durch identisch mit seinen staatlichen Zuständen — und die Religion gehörte zu den Grundlagen des Staates —, daß er sich in keiner Weise von

denselben losschälen, sich nicht häuten konnte. Er mußte mit diesen Staatseinrichtungen stehen und fallen, und er fiel mit denselben! In einem solchen Volksgeiste war jede wissenschaftliche Lehre, welche eine Verneinung einer der Grundlagen des Staates enthielt, ein Angriff auf das Lebensprinzip dieses Volkes selbst und konnte als solcher behandelt werden.

Eine ganz andere Erscheinung tritt nach dem Untergange der antiken Welt mit den germanischen Nationen auf. Es sind dies Nationen, die sich schälen und häuten können, die in der Entwicklungsfähigkeit ihres Lebensprinzips, des subjektiven Geistes, die Biegsamkeit in sich tragen, die verschiedenartigsten Wandlungen in sich selbst durchzumachen; Nationen, welche die zahlreichsten und gewaltigsten dieser Wandlungen bereits durchgemacht haben und in ihnen statt Tod und Untergang immer nur die Grundlage höherer Entwicklung und höherer Blüte fanden.

Das Mittel zur Vorbereitung und Durchführung dieser zu immer höherer Blüte führenden Wandlungen, deren Element sie in sich tragen, haben diese Völker an dem Prinzip der unbeschränkten Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und Lehre.

Früher daher, und weit früher, als man in der heutigen, gebildeten Welt, welche die Freiheit der Wissenschaft zu den modernen Errungenschaften zu zählen pflegt, in der Regel ahnt, weit früher, sage ich, bricht in diesen Völkern der Instinkt durch, daß die Freiheit der Wissenschaft weder an die Autorität einer Person noch einer menschlichen Satzung gebunden sein dürfe, daß sie vielmehr die allen menschlichen Einrichtungen überlegene und

ihnen vorgehende, sich auf ein göttliches Recht stützende Kraft sei.

Wir sind gewohnt, meine Herren, auf das Mittelalter vornehm als auf eine Zeit der Nacht und Barbarei herabzublicken.

Aber in vielen Stücken mit hohem Unrecht, und in keiner Hinsicht mit größerem Unrecht, als in bezug auf das damals durch die wiederholtesten und solennesten Fälle anerkannte Recht der Wissenschaft, ohne alle Rücksicht und gegen König und Papst ihre feierliche Stimme zu erheben.

Meine Herren, im Februar 1412 erlaubt sich die Universität von Paris, welche keineswegs irgendwie mit der Finanzverwaltung des Landes oder mit ihrer Kontrolle betraut war, eine Adresse an den König von Frankreich, Karl VI., zu richten, wie sie selbst sagt: „pour la chose publique de vostre royaume", „für die öffentliche Sache des Königreiches", in der sie ganz besonders die Finanzverwaltung des Landes, dann aber auch alle andern Zweige der Verwaltung der schärfsten Kritik unterwirft, das vernichtendste Verdammungsurteil darüber ausspricht. Und zu welcher ganz andern Kühnheit der Sprache und der Forderungen, als die ist, zu der sich unser Abgeordnetenhaus erhoben hat oder erheben würde, schwingt sich in dieser Rémonstrance die Pariser Universität empor!

Sie weist dem Könige nach, daß die Staatseinkünfte nicht nach ihrer Bestimmung verwendet würden, und schließt diese Nachweisungen mit dem peremtorischen Ausruf: „Item und man muß wissen, wo dieses Geld geblieben ist." Sie schildert ihm seine gesamte Finanz-

verwaltung, und zwar seine höchsten Beamten, die Finanzminister, Gouverneurs und Schatzmeister der Krone vor allen, als eine Bande gesetzloser Missetäter, als eine Bande von miteinander zum Ruine des Landes verschworenen Spitzbuben ohne alle Ausnahme! Sie wirft dem Könige vor, wie er den Obersten Gerichtshof, das Parlament von Paris besetzt und den Namen des Rechtes dadurch entweiht habe! Sie hält ihm vor, mit wie viel geringeren Summen seine Vorgänger regiert, „zu welcher Zeit gleichwohl das Land gut regiert war, ganz anders als jetzt".

Ihr Recht zu dieser sanglanten Rémonstrance stützt die Universität ausdrücklich auf nichts anderes als darauf, daß sie die Wissenschaft sei, von der jedermann wisse, daß sie vollkommen uneigennützig sei, daß es nicht ihre Gewohnheit sei, die Ämter unter sich zu haben und die Profite, noch sich in irgend anderer Weise darum zu bekümmern, als mit ihrem Studium, eben deshalb aber sei es ihre Pflicht, zu sprechen, wo der Fall es erheische.

Und sie konkludiert nun auf nichts Geringeres als dahin: der König müsse ohne jeden Verzug (sans quelque dilation) alle Gouverneurs der Finanzen ohne alle Ausnahme (sans nul excepter) ihrer Ämter entsetzen, sie verhaften und ihre Güter vorläufig mit Sequester belegen lassen und unter der Strafe des Todes und der Vermögenskonfiskation verbieten, daß nicht einer der untern Finanzbeamten mit diesen Gouverneurs Rücksprache nehme.

Wenn Sie diese lange Rémonstrance lesen, meine Herren — Sie finden sie in der Chronik jener Zeit von Enguerrand de Monstrelet —, so werden Sie sich nicht

verhehlen können, daß, wenn diese Adresse in unsern Tagen, z. B. von der Berliner Universität, erlassen worden wäre, es kaum ein Verbrechen des Strafkodex gäbe, welches der Staatsanwalt nicht darin gefunden hätte!

Verleumdung und Beleidigung von Beamten in bezug auf ihr Amt, Schmähung und Verhöhnung der Einrichtungen des Staats und der Anordnungen der Obrigkeit, Majestätsbeleidigung, Anreizung der Angehörigen des Staats zum Haß und zur Verachtung — und ich weiß nicht wieviel Verbrechen noch würden unsere Staatsanwälte darin gefunden haben!

Das war 1412.

Diese Beispiele, die übrigens beliebig vermehrt werden könnten, werden genügen, um zu zeigen, wie unbeschränkt und an keine strafrechtlichen Grenzen gebunden schon im frühen Mittelalter, sogar Papst und König gegenüber, die Freiheit der Wissenschaft war, die, ich wiederhole es, freilich im Mittelalter, nur eine korporative Existenz hatte.

Die Theorie, die ich aufstelle, sie hat schon seit mehr als 500 Jahren selbst in katholischen Zeiten und bei romanischen Völkern ihre Praxis gehabt.

Kömmt der Protestantismus und errichtet die Staatsgebäude selbst, die er schafft, auf dem Prinzipe der freien Forschung! Dies Prinzip ist seitdem die Grundlage unserer ganzen staatlichen Existenz. Die protestantischen Staaten haben kein Recht zu existieren ohne dasselbe, haben keine Möglichkeit dazu! Wann wäre seitdem eine strafrechtliche Anklage wegen einer wissenschaftlichen Lehre in Preußen erhört gewesen?

Als Christian Wolf die Leibnizsche Philosophie in Halle popularisierte, insinuierte man dem damaligen Soldatenkönige Friedrich Wilhelm I., daß nach Wolfs Lehre von der prästabilierten Harmonie die Soldaten nicht aus freiem Willen desertierten, sondern vermöge dieser besondern Einrichtung Gottes, der prästabilierten Harmonie, und daß diese Lehre also, in das Militär verbreitet, höchst gefährlich wirken müßte. Es ist wahr, daß dieser Soldatenkönig, der den Staat in seinen Regimentern sah, hiedurch aufs äußerste aufgebracht, sofort eine Kabinettsorder an Wolf erließ, im November 1723, in der er ihm befahl, bei Strafe des Stranges binnen zweimal vierundzwanzig Stunden die preußischen Staaten zu verlassen — und Wolf mußte fliehen. Aber wenn die Lettres de cachet der Könige ohne Appell sind in der Zeit, so sind sie dafür ohne Ansehen und ohne Bedeutung in der Geschichte. Überdies hatte jener Soldatenkönig nur eine offene freie Gewalttat begangen und nicht die Formen des Rechts entweiht. Er drohte, er werde Wolf hängen lassen, und er hätte dies durch seine Soldaten ausführen lassen können. Auch die Gewalt hat noch eine gewisse Würde, wenn sie offen auftritt. Aber er beleidigte nicht seine Richterkollegien durch das Ansinnen, daß sie die Wissenschaft verurteilen sollten! Es fiel ihm nicht ein, die Gewalt in Recht zu verkleiden!

Zudem, kaum besteigt Friedrich der Große, er, der zwar gewiß Soldaten brauchte, aber deshalb doch ein Staatskönig und kein Soldatenkönig war, am 31. Mai 1740 den Thron, als er sechs Tage darauf, am 6. Juni 1740, wegen Wolfs, an den übrigens auch schon Friedrich Wilhelm I., seine Gewalttat bereuend,

später sehr ehrenvolle, aber vergebliche Rückberufungsschreiben erlassen hatte, folgendes Handschreiben an den Konsistorialrat Reinbeck richtet:

„Ich bitte ihn, sich umb des Wolfen mühe zu geben, ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, mus unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden und glaube ich, daß er eine Conquête im Land der Wahrheit gemacht hat, wehn er den Wolf hierher persuadiret."

So trug denn also auch dieser Konflikt nur dazu bei, den alten Grundsatz, daß die wissenschaftliche Erforschung und Verkündung der Wahrheit an keine Grenze und Rücksicht gebunden sei und nur sich selber zur höchsten und einzigen Rücksicht habe, mit neuem Glanze zu umgeben und vom Throne selbst herunter anerkennen zu lassen.

Selbst das Dasein Gottes war vor der Lehre der Wissenschaft nicht geschützt! Sie konnte frei, sie kann noch heute frei, selbst nach dem neuen Strafgesetzbuche, welches nur die Lästerung, die für den Andersgläubigen kränkende Beschimpfung Gottes, nicht aber die Leugnung seines Daseins verbietet, ihre Beweise gegen seine Existenz führen.

Dezennien lang vor der Verfassung war die unbedingte Freiheit der Wissenschaft in Preußen der letzte Zufluchtswinkel, in den sich Preußens Lobredner retteten, der letzte Stolz, mit dem sie prunkten.

Sie alle erinnern sich noch des immensen Aufsehens, welches der Fall Bruno Bauers erregte, des Privatdozenten an der theologischen Fakultät zu Bonn, welchem unter dem absolutistisch-pietistischen Ministerium Eich-

horn ominösen Angedenkens die Licentia docendi wegen seiner Evangelienlehre entzogen werden sollte; der erste Fall in diesem Jahrhundert, in welchem eine — und doch wie unendlich geringere — Antastung der Freiheit der Wissenschaft gewagt wurde. Die Fakultäten kamen in Aufregung, die Gutachten schwirrten monatelang hin und her, Männer von den ruhmreichsten Namen, wie Marheinecke und andre, erklärten Protestantismus und Intelligenz für in ihren Grundfesten bedroht, wenn solche in Preußen unerhörte Anmaßung Erfolg haben könne, und selbst solche Gutachten, welche gehorsam nach dem ministeriellen Wunsche ausfielen, basierten ihre Konklusion doch nur darauf, daß es sich hier um eine Licentia docendi in der theologischen Fakultät handle, mit deren Grundprinzipien jene Bauersche Evangelienlehre in Widerspruch stehe, und erklärten ausdrücklich, daß, hätte es sich hier um eine Licentia docendi in einer nichttheologischen, in einer philosophischen Fakultät gehandelt, die Entscheidung die entgegengesetzte hätte sein müssen. Niemandem aber, und Eichhorn selbst nicht, war der Gedanke in den Sinn gekommen, jene Lehre vor das Forum des Strafrechts zu ziehen! Einen theologischen Lehrstuhl entzog man dem Verkünder untheologischer wissenschaftlicher Resultate; dieselben mit dem Büttel zu bekämpfen — so weit war man unter dem Absolutismus noch nicht gediehen!

Selbst unter dem pietistischen Absolutismus Eichhorns, unter dieser Ecclesia militans der Verfinsterung, bewahrte man doch noch einen solchen Rest von Scham vor den uralten Traditionen, daß man in jener Zeit, wo die Repressivgesetze durch die Präventivzensur überflüssig

gemacht waren, auch vor dem Drucke dieser die Würde und Freiheit der Wissenschaft bewahren wollte. Nach irgendeinem äußern Kriterium der Wissenschaftlichkeit eines Buches haschend, suchte man ein solches, wie ungeschickt die getroffene Wahl auch war, in dem äußern Umfang eines Werkes und verordnete: Bücher über zwanzig Bogen sind zensurfrei.

Diese mehr als fünfhundertjährigen Traditionen, dieser Satz, der lange, ehe er Gesetz war, durch Praxis und Usus bei allen modernen Nationen in Geltung war, diese uralte Überlieferung des geistigen Lebensprozesses der germanischen Nationen ist es, welche die Gesellschaft endlich im Artikel 20 der Verfassung zusammenfaßt, jedem spätern Gesetzgeber selbst als Norm zurufend: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei."

Ist frei ohne Schranken, frei ohne Grenze, frei ohne Riegel! Alles hat in gesetzlichen Zuständen seine Grenze; jede Macht, jede Funktion, jede Befugnis. Das einzige, was selber grenzenlos und unendlich, auch in grenzenloser und unendlicher Freiheit wie die Sonne im Äther über allen festen Zuständen schweben soll, das ist das Sonnenauge theoretischer Erkenntnis!

Frei soll sie sein, selbst bis zum Mißbrauch frei! Denn wenn selbst bei der Wissenschaft und ihrer Lehre von einem Mißbrauche die Rede sein könnte — was auf das allerernsthafteste bestritten werden kann, meine Herren —, hier wäre der Punkt, wo die Verhütung des Mißbrauchs in einem Fall die Segnungen des Gebrauchs in Millionen Fällen verhindern könnte. Wenn irgendwelche Staatsinstitutionen, wenn irgendwelche Klasseneinrichtungen gegen die Wissenschaft geschützt

wären, so daß diese nicht lehren dürfte, diese Einrichtungen sind mangelhaft oder schädlich, ungerecht oder verderblich — wessen Geist wäre dann so allumfassend, so überschauend die Geister aller-seiner Zeitgenossen und der nachfolgenden Generationen, daß er auch nur eine Ahnung zu haben vermöchte, welche segensreiche Entdeckungen, welche fruchtbringendsten Entwicklungen, welche Bereicherungen des Geistes durch diese eine feste Grenze gegen Mißbrauch im Keim erstickt werden, welche gewalttätige Erschütterungen oder welcher Verfall dadurch über den Staat heraufbeschworen werden könnten?

Zudem, was ist Gebrauch und was Mißbrauch in der Wissenschaft, wo scheiden sich beide und wer bestimmt dies? Dies müßte — so erleuchtet Sie ohne allen Zweifel sein mögen, meine Herren Präsident und Räte, und gerade je erleuchteter Sie sind, desto lebhafter werden Sie dies selbst fühlen — nicht ein Gerichtshof sein, sondern ein Hof, zusammengesetzt aus der Blüte aller wissenschaftlichen Kapazitäten der Zeit in allen Fächern und Zweigen der Wissenschaft. Was sage ich? Aus der Blüte aller Kapazitäten der Zeit? Nein, auch noch aus der aller Folgezeiten! Denn wie oft zeigt uns nicht die Geschichte gerade die bahnbrechenden Geister der Wissenschaft im feindlichsten Gegensatz mit der Wissenschaft ihrer Tage!

Nach fünfzig-, nach hundertjährigen Debatten oft ist in der Wissenschaft erst festgestellt, was Gebrauch, was Mißbrauch war. —

In der Tat ist auch seit der Verfassung noch niemals eine Anklage gegen eine wissenschaftliche Lehre versucht worden.

Wir haben in Preußen, meine Herren, seit 1848, seit 1850 Hartes und Schweres getragen, und müde und wund vom Tragen sind unsre Schultern!

Aber selbst unter Manteuffel-Westphalen und bis auf den heutigen Tag ist uns dies eine erspart geblieben, eine wissenschaftliche Lehre unter Anklage gestellt zu sehen.

Angriffe der schärfsten Natur, Angriffe, die an und für sich auf das leichteste hätten strafrechtlicher Verfolgung ausgesetzt werden können, sie blieben unverfolgt, wenn sie in einem wissenschaftlichen Werke, wenn sie als wissenschaftliche Lehre auftraten.

Ich bin selbst in der Lage, hievon Zeugnis ablegen zu können.

Vor nicht ganz zwei Jahren veröffentlichte ich ein Werk, in welchem es mir vielleicht gelungen ist, Ihre eigene Wissenschaft, meine Herren, die Wissenschaft, aus welcher die Rechtsprechung herfließt, einige Fortschritte machen zu lassen, mein System der erworbenen Rechte. Ich sage in demselben (Band I, Seite 238): „Die Wissenschaft, deren erste Pflicht schärfstes Denken ist, kann deshalb auch gar nicht auf das Recht verzichten, die Schärfe der Begriffsbestimmungen in der ihr allein entsprechenden Schärfe und Bestimmtheit der Ausdrücke niederzulegen.“ Und hierauf gestützt, trete ich in dem Werke den Nachweis an, daß die preußische Agrargesetzgebung seit 1850 nichts anderes sei, als — ich bediene mich dort wörtlich dieser Worte — ein widerrechtlich und wider das eigene Rechtsbewußtsein am armen Manne zugunsten der reichen Grundaristokratie begangener Raub!

Wie leicht wäre es gewesen, in diesen Worten, wenn sie anderwärts gestanden hätten, öffentliche Schmähung der Einrichtungen des Staats oder Anreizung zu Haß und Verachtung gegen die Anordnungen der Obrigkeit zu finden!

Aber sie standen in einem wissenschaftlichen Werk, sie waren ein Resultat sorgfältig ausgeführter wissenschaftlicher Lehre — und so blieben sie unverfolgt!

Aber freilich, das war noch vor zwei Jahren!

Der Anklage, welche gegen mich erhoben wird, schleudere ich meinerseits die Anklage entgegen, durch den heutigen Tag über Preußen die Schmach gebracht zu haben, daß zum ersten Male, seitdem dieser Staat besteht, die Lehre der Wissenschaft vor das Forum des Strafrechts gezogen wird!

Präsident: Ich muß Sie wegen dieser Ausdrucksweise zur Ordnung rufen. Kein preußischer Richter kann es dulden, daß in dieser Weise eine Verteidigung geführt wird. Ich werde Ihnen das Wort entziehen und es Ihrem Verteidiger übertragen.

Angeklagter: Das werden Sie nicht, Herr Präsident! Wenn Sie mir das Wort entziehen, so werde ich der Gewalt weichend mit meinem Verteidiger den Saal verlassen. Aber die Verteidigung wird frei sein oder gar nicht!

Staatsanwalt: Ich bitte, wenigstens protokollarisch von diesen Ausdrücken Akt zu nehmen.

Lassalle (fortfahrend): Oder was wird mir der Staatsanwalt antworten, wenn er in thesi meine Ausführungen zugeben, wenn er anerkennen muß, die Wissenschaft und ihre Lehre sei frei, und also frei von jeder strafrechtlichen Beschränkung?

Wird er mir vielleicht bestreiten wollen, daß ich ein Vertreter der Wissenschaft sei? Oder wird er vielleicht leugnen wollen, daß das Werk, um das es sich in dieser Anklage handelt, ein wissenschaftliches Produkt sei?

Der Staatsanwalt scheint selbst sich dadurch beengt zu fühlen, daß er es hier mit einer wissenschaftlichen Produktion zu tun hat, denn er beginnt in der Anklageschrift mit dem Satz: „Obgleich sich der Angeklagte den Schein der Wissenschaftlichkeit gegeben hat, so hat derselbe doch eine durch und durch praktische Tendenz."

Den Schein der Wissenschaftlichkeit? Und warum nur den Schein? Ich fordere den Staatsanwalt auf, mir zu erweisen, warum dieser wissenschaftlichen Leistung nur der Schein der Wissenschaftlichkeit zukommen soll!

Ich glaube, ich bin, wenn es sich um die Frage handelt: was Wissenschaft ist oder nicht, besser befugt mitzusprechen als der Staatsanwalt.

In verschiedenen und schwierigen Gebieten der Wissenschaft habe ich umfangreiche Werke zutage gefördert, keine Mühen und keine Nachtwachen gescheut, um die Grenzen der Wissenschaft selbst zu erweitern, und ich kann vielleicht mit Horaz sagen: militavi non sine gloria.

Aber ich selbst erkläre Ihnen: Niemals, nicht in meinen umfangreichsten Werken, habe ich eine Zeile geschrieben, die strenger wissenschaftlich gedacht wäre, als diese Produktion von ihrer ersten Seite bis zur letzten.

Ich behaupte ferner, daß diese Broschüre nicht nur ein wissenschaftliches Werk wie so manches andere ist, welches

bereits bekannte Resultate zusammenfaßt, sondern daß sie sogar in der vielfachsten Hinsicht eine wissenschaftliche Tat, eine Entwicklung von neuen wissenschaftlichen Gedanken ist.

Welches ist das Kriterium für die Wissenschaftlichkeit eines Buches? Doch kein anderes als sein Inhalt.

Werfen Sie also einen Blick auf den Inhalt dieser Broschüre.

Dieser Inhalt ist nichts anderes als eine auf vierundvierzig Seiten zusammengedrängte Philosophie der Geschichte, beginnend mit dem Mittelalter und gehend bis auf die heutige Zeit.

Es ist eine Entwicklung des objektiven vernünftigen Gedankenprozesses, welcher der europäischen Geschichte seit länger denn ein Jahrtausend zugrunde liegt; eine Entfaltung der inneren Seele, welche der scheinbar nur tatsächlichen, scheinbar nur empirischen historischen Realität innewohnt und sie als ihre bewegende und zeugende Macht aus sich herausgesetzt hat. Es ist der trotz der Kürze der Broschüre genau entwickelte Nachweis, daß die Geschichte nichts anderes ist als eine mit innerer Notwendigkeit und unter der Larve scheinbar rein äußerlicher und materieller Verhältnisse sich vollbringende stetige Fortentwicklung der Vernunft und der Freiheit.

Drei große Weltperioden führe ich in dem kurzen Rahmen dieser Broschüre an dem Leser vorüber, von jeder einzelnen zeigend, daß sie auf einem einheitlichen Gedanken beruht, der alle noch so sehr auseinanderliegenden Gebiete, alle noch so verschiedenen und zerstreuten Erscheinungen dieser Periode beherrscht; von allen drei Perioden untereinander wiederum zeigend, daß jede

vorhergehende nur die notwendige Anbahnung und Vorbereitung der nachfolgenden, jede nachfolgende nur die eigene immanente Fortentwicklung, die konsequente Folge und Vollendung der vorhergehenden sei, alle drei also wiederum untereinander eine höhere Einheit und vernünftige Notwendigkeit bilden.

Zuerst die Periode der Feudalität oder des Lehnswesens. Ich zeige, daß diese in allen ihren Erscheinungen auf dem einen Prinzip der Herrschaft des Grundbesitzes beruht, und zeige zugleich, warum in jener Zeit, nämlich infolge der noch unendlich überwiegend im Ackerbau bestehenden Produktion der Gesellschaft, der Grundbesitz notwendig das herrschende Element, d. h. die Bedingung aller staatlichen und gesellschaftlichen Geltung sein muß.

Und bemerken Sie, meine Herren, mit welcher strengen wissenschaftlichen Objektivität und wie fern von aller Tendenzmacherei ich verfahre.

Wenn es ein Faktum gibt, welches geeignet war, jene Tendenz daran anzuknüpfen, welche der Staatsanwalt dieser Broschüre insinuieren will, die besitzlosen Klassen zum Hasse gegen die Besitzenden zu erregen, so sind es die Bauernkriege!

Wenn es ein Faktum gibt, welches bisher in der Wissenschaft wie in der Volksmeinung, zumal bei den besitzlosen Klassen der Gesellschaft, mit der höchsten Gunst der Erinnerung an eine nationale und ungerecht mit Gewalt unterdrückte Erhebung ausgestattet war, so sind es die Bauernkriege!

Nun wohl, unbekümmert um diese Gunst und diesen Schimmer, mit welchem bisher Wissenschaft und

populäre Meinung die Bauernkriege umgeben hatten, entreiße ich ihnen diesen falschen Schein und zeige, daß sie eine im innersten Grunde reaktionäre Bewegung waren, die im Interesse der Freiheitsentwicklung verunglücken mußte.

Ferner:

Wenn es ein Institut in Deutschland gibt, welchem ich für die Gegenwart aus tiefster Seele feind bin und welches ich als die Ursache unseres nationalen Verfalls, unserer Schande und unserer Ohnmacht betrachte, so ist es das Institut des Territorialfürstentums!

Nun wohl, jene Broschüre ist so streng und objektiv wissenschaftlich, so durchaus entfernt von jeder persönlichen Tendenz, daß ich darin selbst zeige, wie für jene Zeit die Entstehung des Territorialfürstentums ein historisch berechtigtes und revolutionäres Moment, wie es ein ideeller Fortschritt war, indem es den Gedanken einer von den Eigentumsverhältnissen unabhängigen Staatsidee darstellt und entwickelt, während auch noch die Bauernkriege den Staat und die staatliche Berechtigung auf das Prinzip des Grundeigentums gründen wollten.

Ich zeige nun ferner, wie auf die Periode des Lehnswesens eine zweite Weltperiode folgt; ich zeige, wie, während die Bauernkriege nur in ihrer Einbildung revolutionär waren, ungefähr gleichzeitig mit ihnen eine wirkliche Revolution einzutreten beginnt, nämlich der durch die Entwicklung der Industrie und der bürgerlichen Produktion entstehende Kapitalreichtum, welcher einen vollständigen Umschwung aller Verhältnisse vollbringt, der in der französischen Revolution von 1789 nur

seinen letzten Akt, seine rechtliche Sanktion feiert, tatsächlich aber sich bereits seit drei Jahrhunderten allmählich vollzogen hatte.

Ich weise durch genaueres Eingehen, mit dessen Rekapitulation ich Sie nicht behelligen will, die nationalökonomischen Faktoren, die durch neue Produktionsinstrumente und dadurch bedingte neue Produktionsweisen vor sich gehende Entwicklung nach, welche allmählich aus der industriellen Produktion den weit überwiegenden Hebel und Träger des gesellschaftlichen Reichtums machen, den Grundbesitz in tiefen Schatten stellen und zu einer verhältnismäßigen Machtlosigkeit herabdrücken muß.

Ich weise nach, wie jetzt infolgedessen das Kapital als das herrschende Element dieser zweiten Weltperiode sich ebenso notwendig im öffentlichen Recht zur privilegierten Bedingung der staatlichen Berechtigung, zur Bedingung der Teilnahme an der Bestimmung, des Staatswillens und Staatszweckes machen muß, wie dies früher mit dem Grundbesitz im öffentlichen Rechte der Feudalzeit der Fall gewesen war. Ich weise nach, wie im direkten oder indirekten Zensus, in den Kautions- und Stempelgesetzen für die Presse, in der indirekten Steuer usw. das Kapital als Bedingung zur Teilnahme an der gesellschaftlichen Herrschaft mit derselben Konsequenz und historischen Notwendigkeit sich entwickeln muß wie früher der Grundbesitz.

Auch diese zweite Weltperiode, die dreihundertfünfzig Jahre angefüllt hat, sage ich ferner, ist innerlich bereits abgelaufen, und mit der französischen Revolution des Jahres 1848 ist die Morgendämmerung einer neuen

und dritten Weltperiode angebrochen, die durch das von ihr proklamierte allgemeine gleiche Wahlrecht jedem ohne alle Rücksicht auf irgendwelche Besitzverhältnisse einen gleichmäßigen Anteil an der Herrschaft über den Staat, an der Bestimmung des Staatswillens und des Staatszweckes sichert und somit die weder an die Bedingung des Grundbesitzes noch des Kapitalbesitzes gebundene freie Arbeit als das herrschende Prinzip der Gesellschaft einsetzt.

Ich entwickle nun den Unterschied in der sittlichen Idee der Bourgeoisie und der sittlichen Idee des Arbeiterstandes und ferner den sich hieraus wieder ergebenden Unterschied in der Auffassung des Staatszweckes in beiden Klassen. Wenn die Adelsidee die Geltung des Individuums an eine bestimmte natürliche Abstammung und gesellschaftliche Lage band, so ist es die sittliche Idee der Bourgeoisie, daß jede solche rechtliche Beschränkung ein Unrecht sei, das Individuum vielmehr gelten müsse rein als solches, und ihm nichts anderes als die ungehinderte Selbstbetätigung seiner Kräfte als einzelner zu garantieren sei. Wären wir nun, sage ich, alle von Natur gleich reich, gleich gescheit, gleich gebildet, so möchte diese sittliche Idee eine ausreichende sein. Da aber diese Gleichheit nicht stattfinde noch stattfinden könne, da wir nicht als Individuen schlechtweg, sondern mit bestimmten Unterschieden des Besitzes und der Anlagen in die Welt treten, die dann auch wieder entscheidend werden über die Unterschiede der Bildung, so sei diese sittliche Idee noch keine ausreichende. Denn wäre nun dennoch in der Gesellschaft nichts zu garantieren als die ungehinderte Selbstbetätigung des Individuums, so müsse das in

seinen Konsequenzen zu einer Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren führen. Die sittliche Idee des Arbeiterstandes sei daher die, daß die ungehinderte freie Betätigung der individuellen Kräfte durch das Individuum für sich allein noch nicht ausreiche, sondern daß zu ihr in einem sittlich geordneten Gemeinwesen noch hinzutreten müsse: die Solidarität der Interessen, die Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit in der Entwicklung.

Aus diesem Unterschiede der sittlichen Idee ergebe sich sofort auch der Unterschied in der Auffassung des Staatszweckes bei beiden Ständen.

Die Bourgeoisie habe die Doktrin produziert: die Aufgabe des Staats bestehe darin, die persönliche Freiheit des einzelnen und sein Eigentum zu schützen! Dies sei die Doktrin der wissenschaftlichen Vertreter der Bourgeoisie, dies die Doktrin ihrer politischen Führer oder des Liberalismus.

Aber dies sei eine höchst dürftige, unwissenschaftliche und der wahren Natur des Staates nicht entsprechende Theorie.

Die Geschichte sei ein Kampf mit der Natur, mit dem Elend, der Unwissenheit, der Machtlosigkeit und somit der Unfreiheit aller Art, in der wir uns im Naturstand, am Anfang der Geschichte, befinden. Die fortschreitende Besiegung dieser Machtlosigkeit, das sei die Entwicklung der Freiheit, welche die Geschichte darstelle. In diesem Kampfe würden wir niemals einen Schritt vorwärts gemacht haben oder jemals weiter machen, wenn wir ihn als einzelne, jeder für sich, jeder allein geführt hätten oder führen wollten.

Der Staat sei nun gerade diese Einheit und Verbindung der Individuen zu einem sittlichen Ganzen, welche die Funktion habe, diesen Kampf zu führen, eine Vereinigung, welche die Kräfte aller einzelnen, in die sie eingeschlossen sind, millionenfach vermehrt, die Kräfte, welche ihnen allen als einzelnen zu Gebote stehen würden, millionenfach vervielfältigt.

Der Zweck des Staates sei also nicht der, dem einzelnen nur die persönliche Freiheit und das Eigentum zu schützen, mit welchen er nach der Idee der Bourgeoisie angeblich schon in den Staat eintritt, während er in Wahrheit beide, Freiheit und Eigentum, erst im Staate und durch den Staat produziert. Der Zweck des Staates könne vielmehr kein andrer sein, als das zu vollbringen, was von Haus aus schon seine natürliche Funktion sei, also formell ausgesprochen: durch die Staatsvereinigung die einzelnen in den Stand zu setzen, solche Zwecke und eine solche Stufe des Daseins zu erreichen, die sie als einzelne niemals erreichen könnten.

Der letzte und inhaltliche Zweck des Staates sei somit der: das menschliche Wesen zur positiven Entfaltung und fortschreitenden Entwicklung zu bringen, mit andern Worten: die menschliche Bestimmung, das heißt alle Kultur, deren das Menschengeschlecht fähig sei, zum wirklichen Dasein herauszuringen und zu gestalten. Er sei die Erziehung und Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit.

In der Tat arbeite auf diese Auffassung des Staats unter uns schon die antike Bildung, welche nun einmal die unverlierbare Grundlage des deutschen Geistes geworden sei, mächtig hin, wofür ich die Worte des großen

Hauptes unsrer Wissenschaft, August Böckhs, anführe: „Der Begriff des Staates sei nach ihm notwendig dahin zu erweitern, daß der Staat die Einrichtung sei, in welcher die ganze Tugend der Menschheit sich verwirklichen solle."

Vor allem aber sei die entwickelte Staatsidee die Idee des Arbeiterstandes zu nennen. Denn wenn auch jeder andre durch Einsicht und Bildung sich zu dieser Erkenntnis erheben könne, so liege sie dem Arbeiterstande durch die hilflose Lage, in welcher sich seine Mitglieder als einzelne befinden, schon instinktmäßig, schon materiell und ökonomisch nahe.

Diese ökonomische Lage erzeuge notwendig in diesem Stande den tiefen Instinkt, daß es die Bestimmung des Staates sei und sein müsse, dem einzelnen durch die Vereinigung aller zu einer solchen Entwicklung zu verhelfen, zu der er als einzelner nicht befähigt wäre.

In der Tat aber stelle diese sittliche Staatsidee nicht eine solche dar, die nicht auch bisher schon die treibende Idee des Staates gewesen. Sondern im Gegenteil, dies sei, wie schon aus dem vorigen folge, seit je die nur unbewußte Natur des Staats gewesen, die sich durch den vernünftigen Zwang der Dinge auch ohne den Willen des Staates, auch gegen den Willen seiner Leiter mehr oder weniger immer ausgeführt habe.

Indem die Idee des Arbeiterstandes als die herrschende Idee des Staates aufgestellt werde, werde also nur, was auch bisher schon seit je die dunkle organische Natur des Staates gewesen, zur Erkenntnis gebracht und zum bewußten Zwecke der Gesellschaft herausgerungen.

Dies ist die große Kontinuität und Einheit aller menschlichen Entwicklung, daß nichts Neues in sie hinein-

schneit, daß in ihr nur immer zur bewußten Erkenntnis gebracht und nun mit Willensfreiheit verwirklicht wird, was seit je schon an sich die unbewußt wirkende organische Natur der Dinge gewesen ist.

Mit der französischen Februarrevolution des Jahres 1848 sei nun aber dieses Bewußtsein eingetreten und verkündet worden. Denn man habe dies erst symbolisch dargestellt, indem man einen Arbeiter in die provisorische Regierung berufen, und man habe ferner das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht proklamiert, welches das formelle Mittel zur Verwirklichung dieser Idee sei. Mit dem Februar 1848 sei somit die Geschichtsperiode angebrochen, in welcher mit Bewußtsein die sittliche Idee des Arbeiterstandes als die herrschende Idee der Gesellschaft verkündet wird.

Wir könnten uns Glück wünschen, in einer Geschichtsperiode zu leben, welche der Verwirklichung dieses hohen Zieles geweiht sei. Vor allem aber folge daraus für den Arbeiterstand, daß es die Bestimmung dieser Geschichtsperiode sei, die Idee seines Standes zur herrschenden Idee der Gesellschaft zu machen, die Pflicht der sittlichsten, feierlichsten und in den Ernst des Gedankens vertieftesten Haltung.

Dies ist in konzentriertester Kürze der Inhalt und Gedankengang jenes gedruckten Vortrages.

Was ich darin erstrebt habe, ist nichts andres, als dem Hörer das innere philosophische Verständnis der Geschichte, dieser schwersten aller Wissenschaften, zu eröffnen, sie ihm als ein an sich nach notwendigen Gesetzen stufenweise entwickelndes vernünftiges Ganze zum Bewußtsein zu bringen.

Ein in eine solche Aufgabe Vertiefter hat sicher das Recht, dem Staatsanwalt zuzurufen, was bei der Einnahme von Syrakus der mathematische Figuren im Sand entwerfende und in tiefes Sinnen darüber verlorene Archimedes dem ihn mit dem Schwert anfallenden rohen Söldner zurief: Noli turbare circulos meos! „Wolle meine Zirkel nicht stören!"

Fünf Wissenschaften und mehr, Geschichte im engern Sinne, die Wissenschaft des Rechts und der Rechtsgeschichte, Nationalökonomie, Statistik, Finanz, und endlich die letzte und schwierigste der Wissenschaften, die Gedankenwissenschaft oder Philosophie, haben sich die Hand reichen, haben beherrscht werden müssen, um mich in den Stand zu setzen, diese Broschüre zu verfassen.

Welch ein Ausbund von Wissenschaft muß der Staatsanwalt sein, wenn dies alles noch nicht hinreicht, um vor seinen Augen einem Werke das Attribut eines wissenschaftlichen zu verdienen!

Präsident (bei der Erhebung des Staatsanwaltes zum Protest, den Redner unterbrechend): Ich rufe nun, in Übereinstimmung mit dem Gerichtshofe, den Angeklagten zum letzten Male zur Ordnung. Diese wird gröblich verletzt, wenn er in so direkter Weise den Staatsanwalt einen „Ausbund von Wissenschaftlichkeit" nennt.

Verteidiger: Ich möchte der Erwägung anheimgeben, ob dem Angeklagten, der in dem Gefühle seiner Unschuld sehr erregt sein mag, nicht die Worte etwas weniger streng abgewogen werden sollten.

Präsident: Je mehr der Angeklagte überzeugt wäre von seiner Unschuld und von der Reinheit seiner Sache, um so weniger hätte er Veranlassung, den Herrn Staatsanwalt persönlich zu beleidigen.

Angeklagter (das Wort wieder nehmend): Ich bitte, mir eine Verständigung hierüber zu gestatten ...

Präsident: Dazu ist hier nicht der Ort.

Angeklagter: Ich muß bemerken, daß mir nicht entfernt in den Sinn gekommen ist, die Staatsanwaltschaft zu beleidigen. Sie hat wohl ein Recht darauf, hier nicht beleidigt zu werden. Ein Recht auf besondere Schonung hat sie nicht!

Staatsanwalt: Ich verlange keine Schonung. Aber ich verlange, daß nunmehr, dem bereits gefaßten Beschlusse des hohen Gerichtshofes gemäß, dem Angeklagten das Wort entzogen bleibe, da er den Staatsanwalt verletzt hat.

(Kurze Pause. Das Kollegium wechselt einige Worte. Dann)

Präsident: Der Gerichtshof spricht sich dahin aus, daß der Angeklagte wohl nicht gemeint hat, der Staatsanwalt sei wirklich ein Ausbund von Wissenschaftlichkeit. So ungehörig aber die Ausdrucksweise erscheint, so will der Gerichtshof diesmal noch von der Entziehung des Wortes absehen.

Lassalle (fortfahrend): Aber die Anklageschrift gibt bei genauerer Betrachtung selbst an, warum diesem Werke das Requisit eines wissenschaftlichen nicht zukomme.

Sie sagt: „Obgleich sich der Angeklagte Lassalle bei diesem Vortrage den Schein der Wissenschaftlichkeit gegeben hat, so hat derselbe doch — eine durch und durch praktische Tendenz."

Also, weil der Vortrag angeblich eine praktische Tendenz hat, deshalb ist er nach dem Staatsanwalt nicht wissenschaftlich! Das Requisit, die Bedingung der Wissenschaftlichkeit, ist nach dem Staatsanwalt, keine praktische

Tendenz zu haben! Ich möchte den Staatsanwalt — ein Schelling hat die Anklageakte gegen mich unterzeichnet — fragen: Wo hat er das gelernt? Bei seinem Vater — sicher nicht! Schelling, der Vater, gibt als den Zweck der Philosophie keinen geringeren an als den: die gesamte Zeit umzuformen.

Und sicher wird der Staatsanwalt auch wenig Glück bei den andern Männern der Wissenschaft mit dieser seiner nagelneuen und merkwürdigen Entdeckung machen!

„Was wollen denn zuletzt" — sagt Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation — „alle unsre Bemühungen um die abgezogensten Wissenschaften? Lasset sein, der nächste Zweck dieser Bemühungen sei der, die Wissenschaft fortzupflanzen von Geschlecht zu Geschlecht und in der Welt zu erhalten, warum sollen sie denn auch erhalten werden? Offenbar nur, um zu rechter Zeit das allgemeine Leben und die ganze menschliche Ordnung der Dinge zu gestalten. — Dies ist ihr letzter Zweck; mittelbar dient sonach, sei es auch erst in einer späteren Zukunft, jede wissenschaftliche Bestrebung dem Staate."

So weit Fichte!

Meine Herren Präsident und Räte! Es würde eine Geringschätzung gegen Ihren eigenen erleuchteten Blick in sich schließen, wenn ich diese staatsanwaltliche Entdeckung, nicht praktische Tendenz zu haben, sei ein notwendiges Requisit der Wissenschaft, auch nur eines einzigen weiteren Wortes der Widerlegung würdigen wollte.

Ich hatte in der Tat bei dieser Broschüre die ausnehmend praktische Tendenz, meine Leser zum Verständnis ihrer Zeit zu bringen und dadurch für immer bestimmend

auf alle Handlungen einzuwirken, die sie in der ganzen Dauer ihres Lebens vornehmen.

Welches ist nun aber das Requisit der Wissenschaft, welches der Staatsanwalt hier vermissen kann?

Ist es vielleicht der ihm etwa erforderlich scheinende äußere Umfang des Werkes? Der Umstand, daß diese Produktion nur in einer Broschüre von drei Bogen und nicht in einem in-folio von drei dicken Bänden besteht?

Seit wann aber wäre der Umfang statt des Inhaltes der Maßstab für die Wissenschaftlichkeit eines Werkes gewesen?

Im vorigen Jahre hielt ich bei der Feier von Fichtes Geburt als Redner der philosophischen Gesellschaft eine Festrede, in welcher ich die innere Geschichte der deutschen Metaphysik zu geben hatte. Diese Broschüre umfaßt sogar nur fünfunddreißig Seiten, während die gegenwärtige vierundvierzig Seiten zählt.

Wird der Staatsanwalt, um dieser Kürze halber, leugnen wollen, daß sie eine wissenschaftliche Produktion war?

Wer sieht nicht vielmehr, daß die hier in Rede stehende wissenschaftliche Leistung gerade eine um so vollere und schwierigere war, als ich einerseits genötigt war, meine Ausführungen auf einen zweistündigen Vortrag, auf den Raum einer Broschüre von vierundvierzig Seiten zusammenzudrängen, und als ich andrerseits zu einem Publikum sprach, bei welchem ich keine wissenschaftlichen Voraussetzungen machen konnte. Die Besiegung dieser Schwierigkeiten erfordert, wenn, wie hier, der wissenschaftlichen Tiefe nichts vergeben werden soll, eine Präzision, eine Konzentrierung und eine Klarheit

des Gedankens, welche bei weitem den Grad der wissenschaftlichen Anstrengung überschreitet, die in der Regel für umfangreiche Werke gemacht zu werden braucht.

Welches ist also, ich frage nochmals, das Requisit der Wissenschaftlichkeit, welches diesem Vortrage fehlt?

Sollte es vielleicht der Ort sein, wo ich ihn gehalten habe?

Und hier berühre ich in der Tat den innersten Kern, aber auch den wundesten Fleck dieser Anklage.

Möchte doch — so sagt sich offenbar der Staatsanwalt — dieser Vortrag immerhin gehalten worden sein, wo er wollte, von dem Katheder herab oder in der Singakademie vor der sogenannten Elite eines gebildeten Publikums; aber daß dieser Vortrag vor dem eigentlichen Volke, daß er vor Arbeitern gehalten und an Arbeiter gerichtet ist —, das macht ihn zu einem nichtwissenschaftlichen, das macht ihn zu einem Verbrechen!

Crimen novum atque inauditum!

Ich könnte mich darauf beschränken, Ihnen zu erwidern, daß es für den Inhalt eines Vortrags, und somit für seine Wissenschaftlichkeit, vollkommen gleichgültig sei, an welchem Orte er gehalten worden, ob in der königlichen Akademie der Wissenschaften vor der Blüte der Gelehrten oder in einem Saale der Vorstadt vor den Maschinenbauarbeitern.

Aber ich bin Ihnen, meine Herren, eine vollere Antwort schuldig. — Zuerst muß ich Ihnen mein Erstaunen ausdrücken, daß hier in Berlin, in der Stadt, wo Fichte seine unsterblichen popular-philosophischen Vorträge, seine Reden über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters und seine Reden an die deutsche Nation vor

allem Publikum gehalten hat, eine solche, die Wissenschaftlichkeit an den Ort knüpfende Ansicht auch nur bei irgend jemand noch möglich ist!

Dies gerade ist die Größe der Bestimmung dieser Zeit, auszuführen, was finstere Jahrhunderte nicht einmal zu denken für möglich gehalten haben, die Wissenschaft an das Volk zu bringen!

Mag man sich die Schwierigkeiten dieser Aufgabe vorstellen, so groß man will —, unsere Anstrengungen sind bereit, mit ihnen zu ringen, unsere Nachtwachen sind da, sie zu überwinden!

Zwei Dinge allein sind groß geblieben in dem allgemeinen Verfall, der für den tiefern Kenner der Geschichte alle Zustände des europäischen Lebens ergriffen hat, zwei Dinge allein sind frisch geblieben und fortzeugend mitten in der schleichenden Auszehrung der Selbstsucht, welche alle Adern des europäischen Lebens durchdrungen hat: die Wissenschaft und das Volk, die Wissenschaft und die Arbeiter!

Die Vereinigung beider allein kann den Schoß europäischer Zustände mit neuem Leben befruchten.

Die Allianz der Wissenschaft und der Arbeiter, dieser beiden entgegengesetzten Pole der Gesellschaft, die, wenn sie sich umarmen, alle Kulturhindernisse in ihren ehernen Armen erdrücken werden —, das ist das Ziel, dem ich, solange ich atme, mein Leben zu weihen beschlossen habe!

Die Männer, die sich unbekümmert um alle Schwierigkeiten und ringend aus allen Kräften ihres Geistes der Riesenaufgabe unterziehen, Wissenschaft und wissenschaftliches Denken in das Volk zu bringen —, verdienen sie

wirklich dadurch die Anklage, die Besitzlosen zum Hasse gegen die Besitzenden aufstacheln zu wollen, oder verdienen sie dadurch nicht vielmehr den Dank und die Liebe gerade der besitzenden Klassen, gerade der Bourgeoisie vor allen?

Woher kommt alle politische Furcht der Bourgeoisie vor dem Volke?

Werfen Sie einen Blick der Erinnerung in die Monate März, April und Mai des Jahres 1848.

Haben Sie vergessen, wie es damals hier aussah?

Die Polizeimacht war gebrochen, das Volk füllte alle Gassen und öffentlichen Plätze. Und alle Gassen, alle öffentlichen Plätze und alles Volk — ausschließlich in der Hand eines Karbe, eines Lindenmüller und ähnlicher gedankenloser Agitatoren, Männer ohne Wissen, ohne Bildung, ohne Einsicht, aufgewirbelt vom Sturme, der das politische Leben bis in seine Tiefen peitschte! Die Bourgeoisie, scheu und furchtsam das Zimmer hütend, jeden Augenblick zitternd für ihr Eigentum und ihr Leben, das sie in der Hand roher Agitatoren sah, die nur zu gutmütig waren, um von ihrer Macht den gefürchteten Gebrauch zu machen. Die Bourgeoisie, heimlich betend für die Rückkehr des Polizeizwanges, unter einer Furcht bebend, die sie noch bis heute nicht vergessen hat, und deren Angedenken sie noch bis heute unfähig zum politischen Kampfe macht!

Woher kam es, daß in einer Stadt, die sich stolz die Metropole der Intelligenz nennt, in einer so großen Stadt, dem Sitze der leuchtendsten Geister, das Volk monatelang einem Karbe und Lindenmüller gehören und Sie für Leben und Eigentum zittern konnten?

Wo waren die Intelligenz Berlins, die Männer der Wissenschaft und des Gedankens, wo waren Sie alle, meine Herren?

Eine ganze Stadt ist nicht feige.

Aber Sie sagten sich: das Volk versteht unsere Gedanken, versteht selbst unsere Sprache nicht. Ein Abgrund besteht zwischen unserem wissenschaftlichen Denken und der Bildung der Menge, zwischen der Sprache des wissenschaftlichen Gedankens und den Vorstellungen des Volks. Es würde uns nicht begreifen. Darum gehört dem Rohesten die Tribüne!

Das sagten Sie sich, und schwiegen! — Nun, meine Herren, sind Sie so sicher, daß nie wieder eine politische Erschütterung zurückkehren wird? Wollen Sie schwören, daß Sie am Ende der geschichtlichen Bewegungen stehen?

Wollen Sie dann wieder Ihr Leben und Eigentum in der Hand eines Karbe und Lindenmüller wissen?

Wenn nicht, so danken Sie den Männern, die sich der Arbeit gewidmet haben, jenen Abgrund auszufüllen, welcher wissenschaftliches Denken und wissenschaftliche Sprache von dem Volke trennt, und so die Barriere einzureißen, welche Bourgeoisie und Volk auseinanderhält. Danken Sie jenen Männern, welche auf Kosten ihrer eigenen geistigen Anstrengungen eine Arbeit übernommen haben, deren Resultate dann Ihnen allen und jedem einzelnen von Ihnen zugute kommen!

Speisen Sie diese Männer auf dem Prytaneion — und stellen Sie sie nicht unter Anklage!

Aber es ist mir nicht gestattet, mir meine Verteidigung so leicht zu machen. Die Anklage, die Besitzlosen zum Hasse gegen die Besitzenden haben aufreizen wollen, ist eine

solche, die, selbst abgesehen von der Strafe, auch den Namen und Leumund des Bürgers bedroht. Sie ist eine solche, die selbst aus rein juristisch formellen Gründen abgewiesen, noch immer einen Verdacht auf dem Angeklagten zurücklassen könnte. Sie werden daher, meine Herren Präsident und Räte, nur einen Beweis meiner Achtung vor Ihnen darin erblicken, wenn ich meine Ehre vor Ihnen ebenso sorgsam wahre wie meine Freiheit, und deshalb ebenso sorgfältig die tatsächlichen wie die rechtlichen Gründe entwickle, welche die Anklage widerlegen, und Sie werden daher, ich bin dessen gewiß, es mit derselben Nachsicht hinnehmen, daß auch dieser zweite Teil meiner Verteidigung nicht viel kürzer ausfallen kann als der erste.

Ich bin angeklagt, gegen den § 100 des Strafgesetzbuchs verstoßen zu haben. Derselbe lautet:

„Wer den öffentlichen Frieden dadurch gefährdet, daß er die Angehörigen des Staats zum Haß oder zur Verachtung gegeneinander öffentlich anreizt, wird mit Geldstrafe von zwanzig bis zu zweihundert Talern oder mit Gefängnis von einem Monat bis zu zwei Jahren bestraft."

Dieser Vortrag kann unmöglich die Wirkung, zu Haß und Verachtung anzureizen, und ebenso unmöglich die Absicht dazu gehabt haben.

Wodurch könnten Haß und Verachtung allein verdient werden?

Durch Schlechtigkeit, welche wieder nur bestehen kann in willkürlich freien Handlungen der Menschen.

Ich aber zeige in meinem Vortrage, daß die Herrschaft des Prinzips der Bourgeoisie, gegen welche ich nach

dem Staatsanwalt zum Hasse anreizen soll, eine welthistorisch notwendige, ökonomische und sittliche Entwicklungsstufe ist, daß sie gar nicht nicht sein konnte und mit derselben Naturnotwendigkeit bekleidet ist wie die physischen Entwicklungsprozesse der Erde.

Haßt man auch die Natur, weil man mit ihr ringt? ihre Prozesse zu leiten, ihre Produktionen zu verbessern strebt?

Aber ferner: Wie hat der Staatsanwalt meine Lehre begriffen!

Es ist der Grundgedanke meines Vortrags, daß keineswegs die Besitzenden als Personen, bewußt und frei, absichtlich und verantwortlich, die Herrschaft der Bourgeoisie produziert haben, sondern daß umgekehrt sie, die Bourgeois, nur die unbewußten, willenlosen und darum unverantwortlichen Produkte, nicht Produzenten, dieser Weltlage sind, die sich aus ganz andern Gesetzen als aus dem subjektiven Willen entwickelt habe. Sogar den Widerstand, diese Herrschaft aufzugeben, führe ich auf das Gesetz der menschlichen Natur zurück, in der es liege, bei dem Gegebenen zu verharren und dies für das Notwendige zu erachten. Und eine Lehre, welche den Besitzenden sogar die Verantwortlichkeit für den bestehenden Zustand entzieht, sie aus Produzenten desselben zu seinen Produkten macht, will der Staatsanwalt beschuldigen, zu Haß und Verachtung gegen diese Personen angereizt zu haben.

Kein Arbeitsmann hat meinen Vortrag so schlecht verstanden wie der Staatsanwalt, und ich überlasse ihm die Wahl, ob seine Fähigkeit zu verstehen oder sein Wille dazu so gering ist.

Aber noch mehr: ich zeige, daß die Herrschaft der Idee der Bourgeoisie eine weltbefreiende, historische Tat, daß sie der gewaltigste sittliche und kulturhistorische Fortschritt war, daß sie sogar die unerläßliche weltgeschichtliche Vorbedingung und Durchgangsstufe war, um zu der Entwicklung der Idee des Arbeiterstandes zu führen.

Ich versöhne so den Arbeiterstand mit der Herrschaft der Bourgeoisie in der Geschichte, indem ich die objektive Vernünftigkeit dieser Herrschaft aufzeige. Ich versöhne ihn damit, denn das ist die höchste Versöhnung, daß wir die Vernünftigkeit von dem begreifen, was uns beengt.

Und wenn ich nun weiter zeige, daß auch die Idee der Bourgeoisie noch nicht die höchste Stufe der geschichtlichen Entwicklung, noch nicht die letzte Blüte der Vervollkommnung ist —, daß hinter ihr eine noch höhere Manifestation des Menschlichen steht, zu welcher jene frühere Stufe den Grund gelegt hat, heißt dies zu Haß und Verachtung gegen diese anreizen?

Ebensogut müßten die Arbeiter dann sich selber, die gesamte menschliche Natur, in sich wie in andern hassen und verachten, weil es eben das Gesetz der menschlichen Natur ist, nur schrittweise sich zu entfalten und in jeder früheren Entwicklung die unumgängliche Bedingung der folgenden zu haben.

Ich bin angeklagt, die Besitzlosen zum Hasse und zur Verachtung gegen die besitzenden Klassen aufgereizt zu haben.

„Durch diese Darstellung" — sagt die Anklage in ihrer Begründung — „werden aber offenbar die Arbeiter zum Haß und zur Verachtung gegen die Bourgeoisie, d. h.

die besitzlosen Klassen gegen die besitzenden Klassen aufgereizt." Und nachdem die Anklage diese Definition des Wortes „Bourgeoisie" an dieser Stelle sachte und unmerklich eingeführt hat, konkludiert sie am Schlusse formell dahin:

„Der Privatmann F. L. wird hiernach angeklagt: 1. durch seinen Vortrag usw., 2. durch die Veröffentlichung der diesen Vortrag enthaltenden Broschüre die besitzlosen Klassen der Angehörigen des Staates gegen die Besitzenden zum Hasse und zur Verachtung öffentlich angereizt zu haben."

Ich spreche allerdings in meinem Vortrage von der „Bourgeoisie". Wie aber definiere ich dieses Wort? Es wird hinreichen, eine einzige Stelle, die ausdrückliche Definition des Wortes Bourgeoisie, die ich in jener Broschüre gebe, anzuführen, um zu zeigen, welches unbegreifliche, welches unerhörte, welches gar nicht zu qualifizierende quid pro quo mir der Staatsanwalt unterzuschieben versucht, indem er mich beschuldigt, die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden angereizt zu haben.

Ich sage S. 20 jener Broschüre wörtlich:

„Es ist hier an der Zeit, meine Herren, wenn ich nicht Gefahr laufen will, daß mein Vortrag vielleicht großen Mißverständnissen ausgesetzt sei, mich über die Bedeutung des Wortes Bourgeoisie oder große Bourgeoisie als politischer Parteibezeichnung, mich über die Bedeutung, die das Wort Bourgeoisie in meinem Munde hat, auszusprechen. —

In die deutsche Sprache würde das Wort Bourgeoisie mit Bürgertum zu übersetzen sein. Diese Bedeutung

aber hat es bei mir nicht. Bürger sind wir alle, der Arbeiter, der Kleinbürger, der Großbürger usw. Das Wort Bourgeoisie hat vielmehr im Laufe der Geschichte die Bedeutung angenommen, eine ganz bestimmte politische Richtung zu bezeichnen, die ich nun sofort darlegen will.

Die gesamte nichtadlige bürgerliche Klasse zerfiel, als die französische Revolution eintrat, und zerfällt noch heute, im großen und ganzen wieder in zwei Unterklassen; nämlich erstens die Klasse derer, welche ganz oder hauptsächlich aus ihrer Arbeit ihr Einkommen beziehen und hierin durch gar kein oder nur durch ein bescheidenes Kapital unterstützt werden, welches ihnen eben die Möglichkeit gibt, eine produktive, sie und ihre Familie ernährende Tätigkeit auszuüben; in diese Klasse gehören also die Arbeiter, die Kleinbürger und Handwerker und im ganzen auch die Bauern. Und zweitens die Klasse derer, welche über einen großen bürgerlichen Besitz, über das große Kapital verfügen und auf Grund einer solchen großen Kapitalbasis produzieren oder Renteneinkommen daraus beziehen. Man könnte diese die Großbürger nennen. Aber auch ein Großbürger, meine Herren, ist darum an und für sich noch durchaus kein Bourgeois! Kein Bürgerlicher hat etwas dagegen, wenn ein Adliger sich in seinem Zimmer über seine Ahnen und seinen Grundbesitz freut. Aber wenn der Adlige diese Ahnen oder diesen Grundbesitz zur Bedingung einer besonderen Geltung und Berechtigung im Staat, zur Bedingung einer Herrschaft über den Staatswillen machen will, dann beginnt der Zorn des Bürgerlichen gegen den Adligen, und er nennt ihn einen Feudalen.

Es verhält sich nun ganz entsprechend mit den tatsächlichen Unterschieden des Besitzes innerhalb der bürgerlichen Welt.

Daß sich der Großbürger in seinem Zimmer der großen Annehmlichkeit und des großen Vorteils erfreue, welche ein großer bürgerlicher Besitz für den Besitzenden in sich schließt — nichts einfacher, nichts natürlicher und nichts rechtmäßiger als das!"

Beiläufig also, meine Herren, so sehr reize ich in dieser Broschüre die besitzlosen Klassen zum Hasse gegen die Besitzenden auf, daß ich ausdrücklich für die Rechtmäßigkeit dieses Besitzes eintrete, die Freude über die Vorteile und Annehmlichkeiten, die er gewährt, für die natürlichste und rechtmäßigste Sache von der Welt erkläre!

Ich fahre unmittelbar in jener Definition fort:

„So sehr der Arbeiter und der Kleinbürger, mit einem Worte die ganze nicht Kapital besitzende Klasse, berechtigt ist, vom Staate zu verlangen, daß er sein ganzes Sinnen und Trachten darauf richte, wie die kummervolle und notbeladene materielle Lage der arbeitenden Klasse zu verbessern und wie auch ihnen, durch deren Hände alle die Reichtümer produziert werden, mit denen unsere Zivilisation prunkt, deren Händen alle die Produkte ihre Entstehung verdanken, ohne welche die gesamte Gesellschaft keinen Tag existieren könnte, zu einem reichlichen und gesicherten Erwerbe und damit wieder zu der Möglichkeit geistiger Bildung und somit erst zu einem wahrhaft menschenwürdigen Dasein zu verhelfen sei —, wie sehr, sage ich, die arbeitenden Klassen auch berechtigt sind, dies vom Staate zu

fordern und dies als seinen wahrhaften Zweck hinzustellen, so darf und wird dennoch der Arbeiter niemals vergessen, daß alles einmal erworbene gesetzliche Eigentum vollständig unantastbar und rechtmäßig ist."

So sehr also reize ich die besitzlosen Klassen zum Hasse gegen die Besitzenden auf, daß ich ihnen in einem fort die Unantastbarkeit und Heiligkeit alles einmal erworbenen gesetzlichen Eigentums der besitzenden Klasse predige und sie zur Achtung desselben ermahne!

„Wenn aber" — fahre ich in jener Broschüre fort — „der Großbürger, nicht zufrieden mit der tatsächlichen Annehmlichkeit eines großen Besitzes, den bürgerlichen Besitz, das Kapital, auch noch als die Bedingung hinstellen will, an der Herrschaft über den Staat, an der Bestimmung des Staatswillens und des Staatszweckes teilzunehmen, dann erst wird der Großbürger zum Bourgeois, dann macht er die Tatsache des Besitzes zur rechtlichen Bedingung der politischen Herrschaft, dann charakterisiert er sich als einen privilegierten Stand im Volke, der nun das herrschende Gepräge seines Privilegiums allen gesellschaftlichen Einrichtungen ebensogut aufdrücken will, wie dies der Adel im Mittelalter, wie wir gesehen haben, mit dem Privilegium des Grundbesitzes getan."

Dann also gilt mir, wie ich ausdrücklich und sorgsam definiere, der Besitzende, der Großbürger erst als Bourgeois, wenn er dazu übergeht, die ganz unverfängliche und unanstößige Tatsache seines größeren Besitzes als rechtliche Bedingung für die Teilnahme an der

Bestimmung des Staatswillens hinzustellen; kurz, wenn er dazu übergeht, den Kapitalbesitz zum rechtlichen, politischen Privilegium zu gestalten, die Rechtsgleichheit zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden aufzuheben und die Freiheit des Volkes und seiner Entwicklung dadurch zugunsten des größern Besitzes und seiner festen Herrschaft zu konfiszieren. Erst dadurch wird die Bourgeoisie, wie ich ausdrücklich hervorhebe, überhaupt zu einem privilegierten Stande, was sie bis dahin trotz aller bloß tatsächlichen Ungleichheit des Besitzes nicht ist.

Ich zeige in der Broschüre, wie dies alles eintritt im Zensus, durch welchen eben die Bedingung, an der Bestimmung des Staatswillens und Staatszweckes durch die Wahl zu den gesetzgebenden Körpern teilzunehmen, an einen bestimmten Kapitalbesitz gebunden wird. Ich zeige ferner, daß dies ganz ebensosehr der Fall ist beim direkten unverhüllten, wie beim verkappt auftretenden Zensus, und endlich, daß unser gegenwärtiges oktroyiertes Dreiklassenwahlgesetz vom Jahre 1849 einen solchen verkappten Zensus darstellt.

Der obwohl rein theoretische Angriff, welchen jene Broschüre enthält, ist somit gegen das Dreiklassenwahlgesetz gerichtet, niemals aber gegen die besitzenden Klassen, deren tatsächlichen Besitz ich vielmehr auf das wiederholteste als durchaus unanfechtbar, unanstößig, unantastbar und vollkommen rechtmäßig verteidige.

Das Dreiklassenwahlgesetz ist eine Institution unseres Staates.

Warum klagt mich also der Staatsanwalt nicht lieber auf § 101 des Strafgesetzbuches an, „die Einrichtungen des Staats dem Hasse oder der Verachtung ausgesetzt

zu haben"? Sicher, hätte der Staatsanwalt diese Anklage gewählt, ich würde ihm zu antworten gewußt haben! Heute hierauf einzugehen, wäre überflüssig, denn ich bin dessen nicht angeklagt, und diese Verteidigung würde ins Unendliche wachsen, wenn ich mich auch noch gegen die Vergehen verteidigen wollte, deren ich nicht angeklagt bin.

Warum wählt aber der Staatsanwalt von allen unmöglichen Anklagen gerade die unmöglichste? Warum vertauscht er nur das Objekt meines Angriffs? Es weist jemand nach, daß das Dreiklassenwahlgesetz ein Unrecht sei, weil es die von ihm für völlig unverfänglich erklärten Unterschiede des tatsächlichen Besitzes zur rechtlichen Bedingung der politischen Herrschaft über den Staat macht — und es wird gegen ihn die vergiftete Beschuldigung geschleudert: die besitzlosen Klassen zum Hasse gegen die Besitzenden angereizt zu haben!

Gibt es kein Mittel, meine Herren, gegen solche Verunglimpfung des Namens und Leumunds vor allem Volke?

Kann man bei uns selbst nur sagen, daß die Einführung des Dreiklassenwahlgesetzes den besitzenden Klassen, daß sie dem deutschen Bürgertum zur Last falle? Von der französischen Bourgeoisie kann man Ähnliches sagen. Dort hat schon die revolutionäre Assemblée constituante den Zensus eingeführt. Nicht aber bis jetzt von der deutschen.

Als durch die Märzrevolution des Jahres 1848 die preußische Bourgeoisie bei uns zur Herrschaft kam, führte sie durch Gesetz vom 8. April 1848 das allgemeine gleiche Wahlrecht ein!

Die deutsche Bourgeoisie in der Paulskirche zu Frankfurt dekretierte das allgemeine gleiche Wahlrecht!

Die preußische Revisionskammer von 1849 bestätigte das allgemeine gleiche Wahlrecht!

Oktroyiert, von der Regierung oktroyiert wurde das Dreiklassenwahlgesetz, das wir jetzt haben!

Warum deckt der Staatsanwalt die Regierung mit dem Rücken der preußischen Bourgeoisie?

A tout seigneur tout honneur!

Die preußische Regierung ist es, nicht die besitzenden Klassen in Preußen, welche für alle Zeiten und vor allem Volke die Schuld und Verantwortlichkeit des oktroyierten Dreiklassenwahlgesetzes tragen wird!

Welches aber auch die Gründe gewesen sein mögen, welche den Staatsanwalt zu dieser seltsamen Verwechslung veranlaßt haben — vielleicht ergeben sie sich uns noch späterhin —, jedenfalls fehlt auch dies zweite Requisit der Anklage. Es ist nicht gegen die besitzenden Klassen der Nation, es ist nicht gegen das angereizt worden, wogegen die Anklage angereizt zu haben mich beschuldigt.

Es fehlt aber auch endlich das dritte Requisit, die Gefährdung des öffentlichen Friedens.

Einen einzigen Satz enthält die Anklage, der ihren Trageballen bilden soll. Dafür wird aber dieser Satz wahrscheinlich auch aus Kernholz gezimmert sein! Die Anklageschrift sagt im Eingang: „Die leitenden Gedanken dieses Vortrages sind folgende", und nachdem sie nun ein sein sollendes Resumé dieser Gedanken gegeben, fährt sie folgendermaßen fort: „Durch diese Darstellungen und durch die mehrfach wiederkehrenden Hinweisungen auf eine demnächst bevorstehende soziale

Revolution werden aber offenbar die Arbeiter zum Hasse und zur Verachtung gegen die Bourgeoisie, d. h. die besitzlosen Klassen gegen die Besitzenden aufgereizt, und hierdurch der öffentliche Friede gefährdet, namentlich da darin die direkte Aufforderung enthalten ist, mit der glühendsten und verzehrendsten Leidenschaft das Ziel einer Herrschaft der arbeitenden Klassen über die andern Klassen der Gesellschaft zu verfolgen."

Dies ist der einzige Satz rechtlicher Begründung, den die Anklageschrift enthält. Wenn wir diesen Satz, der einem nicht mit robusten Lungenflügeln Begabten das Asthma zuziehen könnte und der gerade so geschrieben ist, daß er unter der flimmernden Undeutlichkeit des Gedankenwirrwarrs, den er anregt, der oberflächlichen Betrachtung seine ganze Inhaltlosigkeit verbergen kann —, wenn wir diesen Satz näher untersuchen, so werden Sie staunen, meine Herren, über die Masse juristischer Ungeheuerlichkeiten, tatsächlicher Unwahrheiten und Entstellungen und endlich schreiender Sinnwidrigkeiten, die er enthält!

Wodurch soll ich also diesem Satze zufolge zu Haß und Verachtung angereizt haben? „Durch diese Darstellungen", sagt der Satz; also durch rein theoretische, durch rein objektiv-historische Darstellung, durch das, was der Anklageakt selbst die Darstellung meiner leitenden Gedanken nennt, durch nichts anders als durch die wissenschaftliche Lehre selbst soll ich zu Haß und Verachtung angereizt haben! Der Anklageakt mag sich also winden wie er will —, er kann sich nicht dem Geständnis entziehen, daß er nichts andres als rein wissenschaftliche Entwicklungen, daß er die Wissenschaft und ihre Lehre in Anklage stellt!

Aber der Satz fügt noch ein „und" hinzu. Durch diese Darstellungen „und durch die mehrfach wiederkehrenden Hinweisungen auf eine demnächst bevorstehende soziale Revolution" soll die Anreizung vollbracht worden sein.

Welches sind die Hinweisungen auf eine „demnächst bevorstehende soziale Revolution"? Wo stehen sie? Warum zitiert sie der Staatsanwalt nicht? Ich fordere ihn dazu auf: Er kann sie nicht zitieren. Es existieren in dieser Broschüre keine Stellen, welche seine Insinuationen unterstützen würden.

Allerdings gebrauche ich, wenn ich auch nicht von einer „demnächst bevorstehenden sozialen Revolution" spreche, wie der Staatsanwalt behauptet — ich spreche vielmehr nur von einer mit dem Februar 1848 bereits eingetretenen sozialen Revolution —, allerdings gebrauche ich sehr häufig im Laufe dieser ganzen Broschüre das Wort „revolutionär" und „Revolution". Mit diesem Wort will mich der Statsanwalt zu Boden schlagen! Denn er, dasselbe immer nur in seiner engen juristischen Bedeutung nehmend, vermag das Wort „Revolution" nicht zu lesen, ohne geschwungene Heugabeln vor seiner Phantasie zu sehen! Das ist aber nicht die wissenschaftliche Bedeutung dieses Wortes, und schon der konstante Sprachgebrauch in meiner Schrift hätte den Staatsanwalt darüber belehren können, daß hier das Wort in seinem andern, wissenschaftlichen Sinne genommen ist. So nenne ich darin die Entwicklung des Landesfürstentums eine revolutionäre Erscheinung.

So erkläre ich ausdrücklich die Bauernkriege, die doch wahrhaftig hinreichend mit Gewalt und Blutvergießen ins Leben traten, für eine nur in ihrer Einbildung

revolutionäre Bewegung, für eine in Wahrheit durchaus nicht revolutionäre, für eine reaktionäre Bewegung.

Den Fortschritt der Industrie dagegen, der sich im 16. Jahrhundert entwickelt, nenne ich, obgleich dabei doch kein Schwert aus der Scheide gezogen wurde, wiederholt und fortlaufend ein „wirklich und wahrhaft revolutionäres Faktum", ebenso nenne ich die Erfindung der Baumwollenspinnmaschine von 1775 eine vollständige, eine tatsächlich eingetretene Revolution.

Mißbrauche ich vielleicht die Sprache oder führe ich auch nur einen neuen Sprachgebrauch ein, indem ich das Wort „Revolution" in diesem Sinne nehme, indem ich es auf die friedlichsten Erscheinungen anwende und den blutigsten Aufständen verweigere?

Schelling, der Vater, sagt (Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit, Bd. VII, S. 351): „Der Gedanke, die Freiheit einmal zum Eins und Alles der Philosophie zu machen, hat den menschlichen Geist überhaupt nicht bloß in bezug auf sich selbst in Freiheit gesetzt und der Wissenschaft in allen ihren Teilen einen kräftigern Umschwung gegeben als irgendeine frühere Revolution." Schelling, der Vater, sieht also gleichfalls nicht, wie die Phantasie des Staatsanwalts, bei dem Worte „Revolution" Heugabeln vor seinen Augen blitzen. Er nimmt dies Wort, indem er es auf die Einwirkung des philosophischen Grundprinzips anwendet, gleich mir in einem mit materieller Gewalt durchaus nicht zusammenfallenden Sinne.

Welches ist dieser wissenschaftliche Sinn des Wortes „Revolution" und wie unterscheidet sich Revolution von Reform?

Revolution heißt Umwälzung, und eine Revolution ist somit stets dann eingetreten, wenn, gleichviel ob mit oder ohne Gewalt — auf die Mittel kommt es dabei gar nicht an — ein ganz neues Prinzip an die Stelle des bestehenden Zustandes gesetzt wird. Reform dagegen tritt dann ein, wenn das Prinzip des bestehenden Zustandes beibehalten und nur zu mildern oder konsequentern und gerechtern Folgerungen entwickelt wird. Auf die Mittel kommt es wiederum dabei nicht an. Eine Reform kann sich durch Insurrektion und Blutvergießen durchsetzen und eine Revolution im größten Frieden. Die Bauernkriege waren der Versuch einer durch Waffengewalt zu erzwingenden Reform. Die Entwicklung der Industrie war eine in der friedlichsten Weise sich vollziehende totale Revolution, denn ein ganz neues Prinzip wurde dadurch an Stelle des bis dahin bestehenden Zustandes gesetzt. Beide Gedanken werden gerade in dieser Broschüre sorgfältig und lang entwickelt.

Warum hat mich der Staatsanwalt allein nicht verstanden? Warum ist ihm allein unverständlich geblieben, was jeder Arbeitsmann verstand?

Wenn ich also selbst von einer „demnächst bevorstehenden sozialen Revolution" gesprochen hätte, obgleich dies nicht der Fall ist, hatte ich deshalb notwendig an gewaltsamen Umsturz, an Heugabeln und Bajonette denken müssen?

Was kann ich für die literarische Unbelesenheit des Staatsanwalts? Für seine Unbekanntschaft mit dem, was sich in allen Richtungen der Gegenwart bereits vollbringt und von der Wissenschaft auch bereits anerkannt und einregistriert worden ist? Bin ich der wissenschaftliche Prügeljunge des Staatsanwalts?

Staatsanwalt (schnell einfallend): Herr Präsident! Ich glaube, diese Äußerung des Angeklagten genügt, seinen Angriffen gegen die Staatsanwaltschaft die Krone aufzusetzen. Ich beantrage deshalb, auf Grund des Artikels 134 des Zusatzgesetzes vom 3. Mai 1852 dem Angeklagten das Wort zu entziehen, und ihn, wenn er jetzt noch zu antworten fortfahren sollte, aus dem Sitzungssaal zu entfernen.

(Sensation)

Präsident: Dem Angeklagten ist nunmehr das Wort entzogen, jede weitere Äußerung desselben also unstatthaft.

Angeklagter (lebhaft einfallend): Herr Präsident! Ich muß hierüber einen Beschluß des gesamten Gerichtshofes extrahieren! Ich beantrage einen solchen und verlange, daß mir zur Begründung dieses Antrages das Wort gegeben wird.

Staatsanwalt: Ich muß dagegen protestieren, daß der Angeklagte noch spricht, da ihm das Wort vom Präsidenten entzogen worden ist.

Angeklagter: Dies ist eine Verwechslung der Begriffe. Es ist mir das Wort au fond entzogen worden. Ich habe nun auf einen Beschluß des Hofes darüber provoziert, und der Hof kann über eine so wichtige Sache gar nicht entscheiden, ohne mich zuvor darüber gehört zu haben.

Präsident: Der Angeklagte hat das Wort darüber, ob ihm das Wort zu entziehen sei.

Staatsanwalt: Dann bemerke ich wenigstens, daß der Angeklagte über nichts andres sprechen kann.

Angeklagter: Beruhigen Sie sich, ich werde bei der Stange bleiben.

Präsident (zum Staatsanwalt): Dies ist ja schon gesagt worden, daß der Angeklagte nur hierüber zu sprechen hat.

Angeklagter (fortfahrend): Herr Präsident und meine Herren Räte! Ich stelle mich unter den Schutz eines anderen Artikels als des vom Staatsanwalte allegierten Gesetzes, des Artikels 108 (liest): ‚Wenn unzulässigerweise dem Angeklagten die Verteidigung abgeschnitten oder wesentlich beschränkt worden ist,' so bildet das einen der ausdrücklich vorgesehenen Kassationsgründe für das ganze Verfahren. Die Streitfrage kann sich jetzt nur darum drehen: was ist unter einer unzulässigen Abschneidung der Verteidigung zu verstehen? Jedenfalls eine solche, die eintritt, ohne daß der Angeklagte die mündliche Verhandlung als solche, wes Inhaltes sie geistig auch sei, durch irgendwelche positive Handlungen gestört hat. — Ich konzediere nicht einmal das Prinzip, daß wegen einer Beleidigung des Staatsanwaltes durch irgendwelchen Wortlaut dem Angeklagten das Wort abzuschneiden ist. Der Angeklagte kann deswegen anderweitig von neuem verfolgt werden; jede Prävention führt hier zur Verletzung der gesetzlichen Freiheit der Verteidigung. Ihn aber wegen einer bereits gefallenen Äußerung nun hors la loi zu setzen, dazu gibt es erst recht keinen Grund. Aus der gesamten Praxis — ich kenne die Geschichte sämtlicher politischen Prozesse sehr genau —, selbst in Zeiten der gewaltigsten Aufregung, muß ich konstatieren, daß die Höfe sich nur dann erlaubten, die Angeklagten aus den Debatten zu setzen, wenn sie, ich erinnere z. B. an die Prozesse vor dem Pairshof zu Paris, an den Prozeß zu Bourges, durch Widersetzlichkeit

und tumultuarisches Betragen die Fortführung der Verhandlung unmöglich machten. Aber es würde beispiellos sein und ebenso juristisch wie logisch unbegründet, wenn mir wegen eines geistigen, wenn selbst beleidigenden Angriffes auf den öffentlichen Ankläger, statt mich deshalb von neuem zu verfolgen, die Wahrnehmung meines Rechts in dieser Sache, meine Verteidigung, abgeschnitten wird! — Zweitens, Herr Präsident und meine Herren Räte, kann in der gefallenen Äußerung tatsächlich auch gar keine Beleidigung des Staatsanwaltes gefunden werden. Das Gesetz — ich wiederhole es — verpflichtet mich nur, den Staatsanwalt nicht zu beleidigen, und hierzu bin ich auch entschlossen; aber auf dieser äußersten Linie seines und meines Rechts werde ich mich halten; aber das Gesetz verlangt keineswegs Respekt oder Ehrfurcht vor demselben. Werfe ich also die Frage auf:

„Bin ich der wissenschaftliche Prügeljunge des Staatsanwalts?"

wie kann eine Bezeichnung, die ich mir selber beilege, die Beleidigung eines andern sein?

(Sensation)

Aber ich will versuchen, die Sache dem Gerichtshofe noch klarer zu machen; ich werde mir erlauben, einen Maßstab vorzulegen, wonach die Frage immer entschieden werden kann: ob eine Äußerung für den Staatsanwalt beleidigend ist oder nicht. Eine Äußerung ist nur dann für den Staatsanwalt beleidigend, wenn sie auch für jeden Privatmann beleidigend wäre. Denn eine spezifische, besondre Ehre, eine andre Ehre als die allgemein bürgerliche, hat der Staatsanwalt nicht. Ein

andres ist es, daß, wenn wirklich der objektive Tatbestand einer Beleidigung vorliegt, die Beleidigung eines Beamten, in Beziehung auf sein Amt, härter geahndet wird. Setzen Sie nun den Fall, meine Herren Richter, daß ich in einer literarischen Kontroverse zu jemandem gesagt hätte: „Bin ich denn Ihr wissenschaftlicher Prügeljunge?" und dieser hätte dieses Tribunal mit neuen Klagen wegen Beleidigung angegangen, Sie hätten ihn mit Lachen sofort abgewiesen. Ich behaupte, der Staatsanwalt verwechselt bei seinem Antrage, mich aus dem Saale bringen zu lassen ...

(Sensation)

... Respekt mit Beleidigung! —

(Kurze Pause; Bewegung unter den Anwesenden. Die Richter beraten. Es ergreift noch das Wort der)

Verteidiger: Aber, meine Herren, ich muß doch sehr bitten, die Verteidigung nicht in dieser Weise zu beschränken. Ich weise meinerseits auch auf den Inhalt des Artikels 134. Er verordnet nicht, wie ihn der Herr Staatsanwalt zu zitieren scheint, sondern wörtlich folgendes (liest):

„Wenn der Angeklagte die Verhandlung vor dem erkennenden Gerichte durch ungebührliches Betragen stört,"

so soll das Gericht ihn entfernen lassen können. Meine Herren Richter! Sie werden doch nimmermehr, wenn ein Angeklagter, der mit tiefster Bewegung seines Gemütes sich verteidigt, einen vielleicht harten Ausdruck gebraucht, oder selbst ein anstößiges Wort sich entschlüpfen läßt und wenn er auch öfter in diesen Fehler verfallen sollte —, dies als ein ungebührliches

Betragen im Sinne des Gesetzes ansehen und mit gänzlicher Entfernung des Angeklagten ahnden können. Ich finde es geradezu unerhört, meine Herren, den Angeklagten auf Grund des § 134 wie einen rohen Bauer zu behandeln, der durch ungebührliches Betragen die notwendige äußere Ordnung gröblich verletzt! Niemand wird dem Herrn Angeklagten auch nur entfernt ein derartiges Betragen mit Recht vorwerfen dürfen. Ich protestiere auf das ernstlichste, aus diesem Grunde dem Herrn Angeklagten seine Verteidigung abzuschneiden. Der Herr Präsident hat zwar auf Grund eines früheren Beschlusses jetzt ohne weiteres die Wortentziehung proklamiert; aber über einen erst zu erwartenden Fall durfte der Gerichtshof nichts Definitives festsetzen. Der Herr Angeklagte hat daher mit Recht einen neuen Beschluß des hohen Gerichtshofes erbeten, und dürfte dieser nunmehr zu fassen sein.

Präsident: Der Gerichtshof wird beraten und beschließen.

(Kurze Pause. Große Bewegung unter den Anwesenden. Die Richter besprechen sich, ohne sich zurückzuziehen. Als der Präsident wieder das Wort ergreift, tritt augenblicklich gespannte Stille ein.)

Präsident: In den zu wiederholten Malen im Vortrage des Angeklagten vorgekommenen Beleidigungen gegen die Staatsanwaltschaft — und speziell gegen den hier fungierenden Herrn Staatsanwalt —, wie der Angeklagte sich immer direkt gegen den Staatsanwalt ausdrückt —, hat der Gerichtshof allerdings ein ungebührliches Verfahren im Sinne des Artikels 134 gesehen. Selbst in der Art, wie Angeklagter gesprochen, lag etwas Ungebührliches. Und es war

daher auf Artikel 134 Bezug zu nehmen. — Indessen nach den erhaltenen Versicherungen über den wirklich gebrauchten Ausdruck, der anders durch mein Ohr verstanden war, indem ich glaubte, gehört zu haben, der Staatsanwalt sei der juristische Prügeljunge...

(Lebhafte Bewegung unter den Zuhörern)

... möchte in der letzten Stelle der Verteidigung eine neue Beleidigung des Herrn Staatsanwalts nicht gefunden werden können. Der Gerichtshof nimmt daher davon Abstand, den früheren, auch jetzt noch aufrechterhaltenen Beschluß auf eventuelle Wortentziehung hier eintreten zu lassen, und gibt somit dem Angeklagten Gelegenheit, sich weiter, ohne abermalige Beleidigungen, auszulassen.

Lassalle (fortfahrend): Ja, wenn ich das (der wissenschaftliche Prügeljunge des Staatsanwalts, Anm. d. H.) wäre, wenn ich einzustehen hätte für diese seine Unbekanntschaft mit alledem, was auf den verschiedenartigsten Gebieten der Wissenschaft bereits Ausdruck und Anerkennung gefunden hat —, die Strafen, die Sie mir dann in Ihrer Indignation zudiktieren dürften, meine Herren Präsident und Räte, könnten enorm sein!

Ich verstehe die Sprache des Staatsanwalts ebensowenig, als er die meinige versteht. Im Griechischen nannte man denjenigen barbaros, einen Barbar, der unsre Sprache nicht verstand und dessen Sprache wir nicht verstanden. Und so sind wir beide, der Staatsanwalt und ich, Barbaren füreinander!

Endlich weist jener Satz der Anklageschrift, mit dessen Analyse ich mich befasse, noch ein drittes Moment nach,

wodurch ich zu Haß und Verachtung gegen die Bourgeoisie angereizt haben soll. Er leitet dies mit einem „namentlich" ein. Es soll durch diese Darstellungen und diese Hinweisungen zu Haß und Verachtung angereizt worden sein, „namentlich da darin auch die direkte Aufforderung enthalten ist, mit der glühendsten und verzehrendsten Leidenschaft das Ziel einer Herrschaft der arbeitenden Klassen über die andern Klassen der Gesellschaft zu verfolgen". Gesetzt, dem wäre so —, die Aufforderung an eine Klasse der Gesellschaft, das ehrgeizige Ziel einer Herrschaft über die andern Klassen zu verfolgen, würde mannigfachen Tadel verdienen müssen, aber gesetzlich wäre sie immer noch ganz erlaubter Natur, wenn sie nicht zu strafbaren Handlungen zu schreiten anreizt. Jede Klasse der Gesellschaft kann nach der Herrschaft über den Staat streben, solange sie nicht zu unerlaubten Mitteln zur Verwirklichung dieses Zieles greift. Kein Ziel ist staatlich strafbar, immer nur die Mittel sind es. Der reine Tendenzprozeß, mit dem wir es hier zu tun haben, muß naturgemäß in jeder Zeile der Anklageschrift zum Vorschein kommen, indem sie immer nur anklagt, zu Zielen aufzufordern, nie strafbare Mittel oder die Aufforderung dazu in meinem Vortrage nachzuweisen versucht. Und wäre selbst von mir aufgefordert worden, durch strafbare Mittel das Ziel einer Herrschaft der arbeitenden Klassen über die andern Klassen der Gesellschaft zu verfolgen, so würde ich dann unter Umständen auf Grund des Artikels 61 oder auf andre Artikel des Strafgesetzes hin angeklagt werden können, niemals aber auf § 100, niemals auf Grund dessen: die Arbeiter zu Haß und

Verachtung angereizt zu haben. Denn durch die Aufforderung, nach einer Herrschaft über die andern Klassen der Gesellschaft zu trachten, würden die Arbeiter zum Ehrgeiz, aber niemals zum Haß und zur Verachtung gegen Dritte aufgefordert sein. Der Ehrgeiz der Arbeiter ließe sich doch nicht der Bourgeoisie imputieren, und weil ihr nicht einmal imputabel, kann doch auch nicht Haß und Verachtung gegen sie dadurch erregt werden! Dieser Satz entbehrt also wiederum eines jeden grammatisch-logischen Sinnes. Das „namentlich", mit welchem die Anklageschrift diesen letzten Beweis für die Anreizung zum Haß einleitet, ist vielmehr ein „namenlos", nämlich eine namenlos sinnwidrige Behauptung. Wo aber hat endlich der Staatsanwalt aus meiner Schrift herausgelesen, daß ich dazu aufgefordert habe, das Ziel einer „Herrschaft der arbeitenden Klassen über die andern Klassen der Gesellschaft zu verfolgen"?

Ich spreche in meiner ganzen Broschüre nur davon, daß es die Bestimmung der mit dem Februar 1848 begonnenen Weltperiode sei, das sittliche Prinzip des Arbeiterstandes, die in meiner Broschüre entwickelte und Ihnen im Eingange dieser Rede rekapitulierte Idee des Arbeiterstandes, zum herrschenden Prinzipe der Gesellschaft zu machen, diese Idee zur leitenden Staatsidee zu machen.

Ich drücke mich wiederholt auf das schärfste und bestimmteste so aus. Ich sage, wie 1789 die Revolution des dritten Standes war, so sei es diesmal der vierte Stand, „welcher sein Prinzip zum herrschenden Prinzipe der Gesellschaft erheben und alle ihre Einrichtungen

mit ihm durchdringen will". Oder: „Wer also die Idee des Arbeiterstandes als das herrschende Prinzip der Gesellschaft anruft" und auf derselben Seite: „Das Prinzip des Arbeiterstandes als das herrschende Prinzip der Gesellschaft soll jetzt von uns noch in dreierlei Beziehung betrachtet werden." Und: „Vielleicht kann der Gedanke, das Prinzip der untersten Klassen der Gesellschaft zu dem herrschenden Prinzip des Staates und der Gesellschaft zu machen, als ein sehr gefährlicher erscheinen." Ich entwickle dann den Unterschied der sittlichen und politischen Idee der Bourgeoisie und der sittlichen und politischen Idee des Arbeiterstandes und schließe mit den Worten: „Das ist es, meine Herren, was die Staatsidee des Arbeiterstandes genannt werden muß" usw.

Und hieraus, daß ich eine hohe, sittliche Idee als berufen darstelle, leitende Staatsidee in der jetzigen Geschichtsperiode zu werden, die höchste sittliche Idee, welche meine Intelligenz fassen kann, die höchste sittliche Idee, welche bis jetzt von der Staatsphilosophie herausgerungen ist, und daraus, daß ich den Nachweis führe, diese Idee sei, als dem natürlichen Instinkt und der ökonomischen Lage des Arbeiterstandes naturgemäß entsprechend, die Idee des Arbeiterstandes zu nennen —, hieraus macht mir der Staatsanwalt die Ungeheuerlichkeit, ich hätte die arbeitenden Klassen aufgefordert, das Ziel einer Klassenherrschaft über die andern Klassen der Gesellschaft zu verfolgen.

Der Staatsanwalt scheint zu glauben, daß ich die besitzenden Klassen von den arbeitenden Klassen unterjocht wissen, daß ich die Geschichte umkehren und etwa

die Gutsbesitzer und Fabrikanten zu den Hörigen und Handlangern der Arbeiter machen will.

War denn aber, eine wie verschiedene Sprache wir beide auch sprechen, und welche Barbaren wir füreinander auch sein mögen, irgendein solches oder ähnliches Mißverständnis nur möglich?

Ich entwickle ausführlich: gerade dadurch unterscheide sich der vierte Stand, daß in seinem Prinzip keine ausschließende Bedingung weder rechtlicher noch tatsächlicher Art enthalten ist, die er als herrschendes Privilegium gestalten und durch die Einrichtungen der Gesellschaft hindurchführen könnte. Ich sage wörtlich: „Arbeiter sind wir alle, insofern wir nur eben den Willen haben, uns in irgendeiner Weise der menschlichen Gesellschaft nützlich zu machen. Dieser vierte Stand, in dessen Herzfalten daher kein Keim einer neuen Bevorrechtigung mehr enthalten ist, ist eben deshalb gleichbedeutend mit dem ganzen Menschengeschlecht. Seine Sache ist daher in Wahrheit die Sache der gesamten Menschheit; seine Freiheit ist die Freiheit der Menschheit selbst, seine Herrschaft ist die Herrschaft aller." Und ich fahre darauf fort: „Wer also die Idee des Arbeiterstandes als das herrschende Prinzip der Gesellschaft anruft in dem Sinne, wie ich Ihnen dies entwickelt, der stößt nicht einen die Klassen der Gesellschaft spaltenden und trennenden Schrei aus; der stößt vielmehr einen Schrei der Versöhnung aus, einen Schrei, der die ganze Gesellschaft umfaßt, einen Schrei der Ausgleichung für alle Gegensätze in den gesellschaftlichen Kreisen" usw. Und während ich aus tiefster Seele und aus vollster Brust nach der Beendigung aller Klassenherrschaft und aller Klassengegensätze

rufe, beschuldigt mich der Staatsanwalt, die Arbeiter zur Klassenherrschaft über die besitzenden Klassen aufgefordert zu haben.

Ich stehe jetzt am Schlusse, meine Herren. Umsonst frage ich mich, ob es möglich war, sich einen Erfolg von dieser Anklage bei Ihnen, meine Herren Präsident und Räte, zu versprechen. Aber vielleicht lag eine andre Berechnung zugrunde. Der politische Kampf zwischen der Bourgeoisie und der Regierung hat eine gewisse matte Lebhaftigkeit angenommen. Vielleicht sagte man sich, daß unter diesen Umständen die Anklage auf Anreizung der nichtbesitzenden Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden als ein treffliches Ableitungsmittel dienen könne; vielleicht hoffte man, daß eine solche Anklage, wenn auch abgewiesen von Ihnen — Sie kennen den alten Grundsatz: „calumniare audacter, semper aliquid haeret“ (verleumde kühn, es bleibt doch stets was hängen) —, immer noch wirken würde wie ein nasses Handtuch um das in leiser Röte erglühende Gesicht unsrer Bourgeoisie geworfen, und ich sollte der hierfür in die Wüste gestoßne Sühnbock sein! Aber auch diese Absicht, meine Herren, wird nicht erreicht werden.

Sie wird zuschanden werden vor der einfachen Lektüre jener Broschüre, zu der ich die Bourgeoisie vor allem auffordere. Sie wird zuschanden werden vor der Macht meiner Stimme, und gerade deshalb habe ich auch das Tatsächliche in meinen Verteidigungsmitteln so eingehend entwickeln müssen. Bourgeoisie und Arbeiter sind wir die Glieder eines Volkes und ganz einig gegen unsere Unterdrücker! — Ich schließe. Ein

Mann, welcher, wie ich Ihnen dies erklärt habe, sein Leben dem Wahlspruche gewidmet hat, „die Wissenschaft und die Arbeiter", dem würde auch eine Verurteilung, die er auf seinem Wege findet, keinen andern Eindruck machen können als etwa das Springen einer Retorte dem in seine wissenschaftlichen Experimente vertieften Chemiker. Mit einem leisen Stirnrunzeln über den Widerstand der Materie setzt er, sowie die Störung beseitigt ist, ruhig seine Forschungen und Arbeiten fort.

Aber um der Nation und ihrer Ehre willen, um der Wissenschaft und ihrer Würde, um des Landes und seiner gesetzlichen Freiheit, um des Angedenkens willen, das die Geschichte Ihrem eignen Namen, meine Herren Präsident und Räte, bewahren wird, rufe ich Ihnen zu: Sprechen Sie mich frei!

Eine Liebesepiſode

1877 erschien im Novemberheft der Petersburger Zeitschrift „Europäischer Bote“ das Tagebuch der Frau S. S. — später erst erfuhr man ihren vollen Namen Sonja Sontzeff —, das eine sehr interessante Episode aus Ferdinand Lassalles Leben behandelte. Sonja Sontzeff hatte ihren kranken Vater im Jahre 1860 auf einer Reise in die deutschen Bäder begleitet. In Aachen begegnete ihr im Hotel Grand Monarque Lassalle, „ein junger Mann, etwas über Mittelgröße, er hielt sich gerade. Seine ganze Figur drückte etwas Stolz, man könnte sogar sagen Hochmut aus, wenn nicht auf seinem schönen, bemerkenswert klugen und blassen Gesicht die Züge eines in Gedanken konzentrierten Menschen zu lesen gewesen wären.“ Auf einem Tanzabend lernten sie sich kennen und — Lassalle verließ Vater und Tochter nicht mehr. Sie trafen sich allabendlich bis zur Abreise. Nun folgte ein von Lassalle stürmisch geführter Briefwechsel. Doch Sonja war voll innerer Unsicherheit. Hier die Blätter aus ihrem Tagebuch vom Herbst 1860.

Lassalle als Bewerber

Das Befinden meines Vaters hatte sich aufs neue etwas verschlimmert, und wir beeilten uns, nicht nach Rußland, sondern nach Dresden zu reisen, wo man meinem Vater den Doktor Walther empfohlen hatte. Ich schrieb an Lassalle, daß wir noch nicht bald in Berlin sein würden, und bat ihn, uns nach Dresden zu schreiben. Wie groß war daher unser Erstaunen, als wir, unterwegs in Aachen anhaltend, um unsern auf dem Tisch liegengelassenen Paß mitzunehmen, Lassalle antrafen, der uns auch nicht erwartet hatte. Der Ausdruck seiner

Freude war so glühend und zärtlich, daß sich meine Vermutungen in betreff der Art seiner Gefühle für mich bestätigten. Aber gleichzeitig konnte ich mich nicht der Überzeugung verschließen, daß selbst einfache Freundschaft von einem Manne wie Lassalle zu einem so jungen Mädchen, die, was den Altersunterschied anbelangt, höchstens nur seine Schülerin sein konnte, schon über und über genug wäre. Ich verscheuchte meinen Verdacht und fuhr fort, ebenso einfach, herzlich und unbefangen ihm gegenüber zu sein wie früher. Nachdem wir etwa zwei Tage in Aachen geblieben waren, reisten wir nach Dresden ab. Lassalle und die Gräfin fuhren mit uns bis Köln, von wo aus wir verschiedene Wege einschlugen: sie nach Berlin, wir nach Dresden. Unterwegs sprach Lassalle viel, erzählte uns von seinen Triumphen in Köln und Düsseldorf, beschrieb seine Verhaftungen und mehrfachen Gefängnisstrafen; dann sprach er über das Gericht, welches ihn zu richten hatte, und daß er demselben bewiesen habe, daß die vor ihm befindlichen Richter nicht würdig seien, ihn zu richten; daß er von den Geschworenen glänzend freigesprochen und von der Menge mit Hurrarufen auf den Händen hinausgetragen worden sei; er erzählte ferner, daß, als er nach der Freisprechung auf dem Platze seinen alten Vater getroffen habe, dieser schluchzend ihm in die Arme gefallen sei mit dem Ausrufe: „Mein Kind, mein Kind!“ Überhaupt war Lassalle während der ganzen Reise besonders heiter und gesprächig; er schien sich in einem aufgeregten Zustand zu befinden, der aber bei der Ankunft in Köln gänzlich verschwand. In Köln blieben wir zwei Tage und besahen uns vieles. Unbeholfene deutsche Führer begleiteten

uns und erklärten uns eintönig die Merkwürdigkeiten der Stadt. Zu anderer Zeit würde diese Eintönigkeit Lassalle außer sich gebracht haben, er würde sicher die Führer fortgejagt und alles selbst erklärt haben; aber jetzt schwieg er die ganze Zeit, war sehr blaß und schien entweder zerstreut oder dann wieder wie konzentriert mit einem ihn verfolgenden Gedanken beschäftigt. Ich hörte ihn einigemal tief aufseufzen und begegnete zuweilen seinen mit sonderbarem Ausdruck auf mich gerichteten Blicken.

Alles dies dauerte bis zum Mittag des zweiten Tages unseres Aufenthalts in Köln. Während des Mittagessens, obschon er nichts angerührt und die ganze Zeit über geschwiegen hatte, belebte sich sein Antlitz, die Augen begannen wieder zu glänzen, und sein ganzes schönes, edles Gesicht nahm den Ausdruck eines festen, unerschütterlichen Entschlusses an. Es schien, als ob er sich vorgenommen habe, etwas zu tun, und daß keine Macht ihn von diesem Entschluß abbringen solle. Ich war der Überzeugung, daß ich der Entwicklung einer neuen Tat oder Idee, die im Geiste dieses seltenen Mannes entstanden war, beiwohne. Ich konnte es aber nicht übers Herz bringen, ihn zu fragen, was er in diesen zwei Tagen gedacht, geschaffen habe. Ich glaubte, daß er selbst es nicht werde unterlassen können, es mir als seiner Freundin zu sagen. In der Tat, er sagte es selbst. Aber wie weit ich davon entfernt war, zu ahnen, was in der Seele dieses Menschen vorging, bewies meine vollständige Verwirrung, als er, zufällig mit mir allein, schnell an das Fenster, an dem ich stand, herantrat und plötzlich, gänzlich unerwartet für mich, mir seine grenzenlose,

leidenschaftliche Liebe gestand. Er sagte, daß schon seit langem mir sein ganzes Herz gehöre, daß ein Leben ohne mich für ihn undenkbar sei, daß er mich nicht für ein gewöhnliches hübsches Mädchen, sondern für ein höheres, von Gott mit Empfänglichkeit und Begeisterung für alles Erhabene ausgestattetes und mit moralischer Macht begabtes Wesen halte usw. Er sprach dies alles mit solch glühenden, leidenschaftlichen Ausdrücken, daß sie sich nicht wiedergeben lassen. Er flehte mich an um Gegenliebe, so heftig und unabweisbar. Es schien, als ob jeder Gesichtsmuskel das, was seine Worte aussprachen, abspiegelte. Ich stand vor ihm wie betäubt. Da trat mein Vater herzu. Ich wollte eben Lassalle offenherzig gestehen, daß ich ihn mit solcher Liebe nicht liebe, daß ich noch nicht diese Glut, dieses Feuer kenne; daß meine Seele noch frei sei, aber er flüsterte mir entschieden zu: „Später! Wie auch Ihre Antwort sein möge, ich will sie allein hören, niemand, selbst Ihr Vater nicht, darf dabei sein."

Nach diesen Worten ging Lassalle schnell hinaus. Ich stand unbeweglich. Auf die Frage meines Vaters, was mir sei, fing ich an, alles, Wort für Wort, ihm, meinem besten Freunde, von dessen Seele ich ein Teil zu sein mir bewußt war, zu sagen — alles, was sich zugetragen. Dieses Feuer, diese Leidenschaft hatten mich erschüttert, ich war davon betäubt, noch mehr, ich fühlte mich geschmeichelt, ich war gerührt — aber mein Herz schwieg.

Mein Vater war fürchterlich aufgeregt. Er hatte schon lange bemerkt, wie stark die Persönlichkeit Lassalles auf meine jugendliche Einbildungskraft gewirkt hatte,

und er fürchtete die Leidenschaft Lassalles für mich; es schien ihm unmöglich, daß ich solche Leidenschaft nicht mit ganzer Seele erwidern würde. Ich muß gestehen, mir selbst schien es befremdend, fast unbegreiflich, daß ich seiner Liebe, seinem Flehen gegenüber gleichgültig bleiben konnte. Ich dachte lange darüber nach und kam endlich zu dem Schluß, daß ich mir selbst unverständlich sei, und daß es unmöglich sei, die Liebe eines solchen Mannes nicht mit Gegenliebe zu erwidern; daß ich entweder dieses Gefühl nicht verstehe, nicht verstehen könne, oder daß die Liebe in mir noch nicht aufgegangen sei. Einmal schien es mir, als ob es unmöglich sei, seine Gefühle abzuwehren, dann, nach einigen Minuten, schien es mir noch unmöglicher, seine Liebe anzunehmen.

Am Abend tranken wir alle den Tee bei der Gräfin, die, wahrscheinlich von Lassalle eingeweiht, meinen Vater in einem Winkel des Zimmers mit dem Durchblättern von Kupferstichen beschäftigte. Kaum war ich mit Lassalle allein am Teetisch (er war sehr blaß und hatte ein sehr ermüdetes Aussehen), als er, mit erstickter Stimme, flüsternd, um meine Antwort bat. Er sah mich mit so viel Liebe an, erwartete mit solcher Angst meine Antwort, daß er mir leid tat und ich antwortete, daß ich ihn vielleicht lieben werde. Aber ich sagte es so ruhig, so kalt, daß es mir in demselben Moment schien, als ob es nie der Fall sein würde. Während er fragte, hatte er meine Hand ergriffen. Nach meiner Antwort ließ er sie sofort los, sein Antlitz wurde noch bleicher und nahm einen solchen kalten Ausdruck an, daß es mich erschreckte, und ich bemerkte ihm, daß er, wie es schiene, mit meiner Antwort nicht

zufrieden sei — er hatte keine Zeit, etwas darauf zu erwidern, denn mein Vater trat herzu, und das Gespräch wurde allgemein.

Lassalle war den ganzen Abend sehr aufgeregt. Ich war damals noch so sehr Kind, daß ich die ganze Tiefe seines Gefühls nicht zu würdigen vermochte, und mir war es an diesem Abend, vor dem Teetische sitzend, nur verdrießlich, daß alles so gekommen war. Bis dahin war es mir in der Nähe dieses Mannes so wohl, ich konnte seinen Verstand, seine Energie, sein Genie begreifen und würdigen. Ich hielt mich bis zu dieser Zeit für seine Schülerin, höchstens für seine junge Kameradin, und das freute mich, ich fühlte mich in seiner Gegenwart leicht, er schien mir wie verwandt. Und jetzt schien sich plötzlich alles verändert zu haben. Er war mir wie fremd geworden. Weshalb hatte er in mir das Weib erkannt! Warum mußte er mich mit dieser alltäglichen, gewöhnlichen Liebe lieben? Das war für mich zu beengend, für ihn zu aufregend. Ich sah darin ein Ende unserer Freundschaft. Ich konnte in mir die Erwiderung auf seine Liebe nicht erwecken. Weshalb? Ich weiß es selbst nicht. Ich verstand damals noch nicht und lernte es erst viel später fühlen, was Liebe sei, diese alles in sich aufnehmende, alles umfassende, sich selbst nährende Liebe, welche weder „weshalb" noch „warum" fragt, das ganze Wesen des Menschen beherrscht und den Gegenstand für uns so teuer, so unentbehrlich macht wie die Luft, die wir atmen.

Ich wußte nicht, daß wir nur dann lieben, wenn wir nicht mehr fragen können, wenn wir gezwungen sind, trotz allem Wunsche „nein" zu sagen, „ja" sagen zu müssen.

Alles dies lernte ich erst später kennen — und nicht in bezug auf Lassalle.

Wieder erforderte die Krankheit des Vaters eine Trennung, ehe eine Entscheidung gefallen war. Da holte Lassalle zu einem großen Streich aus. In einem Brief von ungeheurem Format gab er Sonja ein erschreckendes und doch verführendes Bild seines Wesens. Diese Beichte, im Oktober 1860 niedergeschrieben, ist von grandiosem Schwunge.

Lassalles Selbstporträt

Ach, Sophie, um wie viel süßer wäre es, zu Ihnen zu sprechen! Aber unglücklicherweise ist es leichter für mich, Ihnen zu schreiben! Sie machten selbst den Vorschlag, die uns beschäftigende Frage schriftlich zu verhandeln. Ich dagegen bestand darauf, sie in persönlicher Unterredung zu beenden. Ich werde also zu Ihnen sprechen; ich schreibe Ihnen jedenfalls das, was ich Ihnen gesagt haben würde. Sie dürfen Ihre Entscheidung nicht in einem Moment großmütigen Eifers fassen. Sie müssen alles reiflich überlegen.

Erlauben Sie mir, mit der Erklärung dessen zu beginnen, was Ihnen während unserer Unterredung in Köln an mir sonderbar vorgekommen sein mag. Sie antworteten mir, daß Sie mich *vielleicht* lieben würden! Ich bin, wie ich Ihnen bereits sagte, ein im höchsten Grade stolzer Mensch; ich werde nie imstande sein, ein Weib im Sturm zu nehmen, ich werde sogar nie dazu mitwirken, ein schwankendes Gefühl, welches von

selbst nicht zur Entfaltung gekommen wäre, zu dieser zu bringen.

Ein Weib muß mich aus freiem Willen lieben, freiwillig und ganz; sie muß sich mir selbst hingeben, nur dann werde ich sie nehmen. Sie nannten mich bei dieser Gelegenheit ein verzogenes Kind. Nein, nicht weil ich die Rolle eines verwöhnten Kindes spielte, nicht aus Hoffart, nur aus Pflichtgefühl handle ich so Ihnen gegenüber.

Wenn ein Weib mich nicht mit der ganzen Macht ihres Wesens liebt, wenn sie nicht in allen Tiefen ihres Herzens, durch überwältigende Macht zu mir hingezogen, liebt — werde ich nicht imstande sein, sie durch die Verbindung mit mir glücklich zu machen. Ich würde ihr vielleicht mehr Unglück als Glück bringen. Es gibt Verhältnisse, bei denen eine gemäßigte Liebe für das Glück eines Weibes genügt; in den meisten Fällen ist es sogar so. Es gibt aber auch Lagen — und das ist die meinige —, in welchen die Liebe des Weibes ein alles verzehrendes Feuer, welches durch Hindernisse nur verstärkt wird, ein unbesiegbarer Orkan, der sich fortwährend selbst erneut, sein muß, um ewig zu währen und dieses Weib auch zugleich zu entschädigen für alle Fährlichkeiten, die es laufen müßte.

Deshalb ist es für mich eine Ehrenpflicht, nur eine zuverlässige, gigantische, unbezwingliche Liebe anzunehmen. Sonst kann ich nicht von Ihrem Glücke überzeugt sein, und sicher werde ich lieber tausendmal alle Annehmlichkeiten des Lebens, so süß sie auch sein mögen, selbst entbehren, als Ihnen, glückliches und angebetetes Kind, das ungeheure Unrecht anzutun, das Glück Ihrer

Existenz aufs Spiel zu setzen, um die meinige zu verschönern.

Selbst wenn das Pflichtgefühl in bezug auf Sie mich nicht nötigen würde, so zu denken, die Vorsicht und der Egoismus würden mich doch noch dazu zwingen, denn wenn ich Sie je unglücklich sehen müßte, so würde ich es selbst auch sein! Für mich selbst bin ich herzlos. Ich habe weder Erbarmen noch Mitleid, noch sonst ein Gefühl für meine eigene Existenz, die ich einem langen und unaufhörlichen Kampfe gewidmet habe. Dies ist der Grund, weshalb ich nie unglücklich sein kann, solange ich allein bin! Für mich ist kein Unglück möglich. Man mag den kahlen, einsamen Fels meines Lebens zertrümmern, ich werde nichts fühlen, wie auch der Fels nichts fühlt, wenn er zertrümmert wird.

Aber Sophie, wenn ich auch ein fühlloser Fels in bezug auf mich selbst bin, so habe ich doch Gefühl. Ich fühle für die und durch die, welche ich liebe. Das Unglück derer, die ich liebe, macht mich um so unglücklicher, trotz meiner Fühllosigkeit gegen mich selbst, weil ich nur in denen, die ich liebe, mein ganzes Bedürfnis auf Glück, auf Ruhe, auf zärtliche und angenehme Eindrücke konzentriere. Und deshalb ist das Unglück derer, die ich liebe, auch die einzige Pforte, durch welche Unglück in mein eigenes Leben dringen kann. Und ich will diese Pforte nicht diesem Feinde öffnen, der schleichend, hinterlistig, gierig darauf ausgeht, mich zu bekämpfen.

Wenn Sie mich also nicht mit dieser Liebesglut lieben, die unwiderstehlich und voll, in sich selbst alle Garantien des Glücks trägt, solange Sie mich besitzen — so werde

ich aus einem etwas anderen als dem gewöhnlichen Egoismus mich entschließen, Ihre Existenz nicht mit der meinigen zu verbinden, um Sie nicht unglücklich zu machen, da ich dadurch selbst elend und unglücklich werden würde, denn ich würde dadurch das stolze Selbstgefühl, diese innere Einheit, welche die Stütze meines Lebens ausmacht, zertrümmern.

Stellen Sie sich dies alles vor — und Sie werden begreifen, weshalb, als Sie mir das Geständnis einer zweifelnden und unsicheren, schwachen und schüchternen Liebe machten, ich nicht „ein wenig kalt", wie Sie geglaubt und gesagt haben, sondern im Zustande einer nervösen Aufregung war.

Ich war gereizt und hart gegen Sie, weil Sie mich nicht genug liebten, aber ich war nicht kalt aus Mangel an Liebe meinerseits.

Ich hatte in jenem Augenblicke sozusagen ein feindliches Gefühl Ihnen gegenüber, weil Sie mich so viel liebten, um mich in Unruhe zu versetzen, aber nicht genügend, um mir die Gewißheit zu geben, die ich haben muß, daß Sie mich stark genug lieben, um diese Liebe auch annehmen zu können.

Es bedurfte indes nur eines kurzen Nachdenkens, um eine Minute nachher meine Meinung zu ändern. Damit, daß ein so keusches und züchtiges Mädchen wie Sie einem Manne freiwillig gesteht, „daß sie ihn vielleicht lieben wird", ist es bewiesen, daß sie ihn schon ganz liebt. Ich sagte mir, daß der Zweifel nur in der Keuschheit Ihres Ausdrucks, nicht in der Grundlage Ihrer Gefühle lag.

Und in dieser Voraussetzung schreibe ich Ihnen das

Folgende: In dieser Voraussetzung werde ich mit Ihnen sprechen und sende ich Ihnen dieses Manuskript. Irre ich auch in dieser Voraussetzung, so bewahren Sie meinen Brief dennoch. Es ist nichts darin, worauf ich nicht stolz sein könnte, und Sie sollen es behalten als ein Andenken an einen Mann, der die Erinnerung an Sie, o meine „letzte Rose", ewig und, wie es auch kommen mag, heilig halten und verehren wird. Dieses Manuskript, junges Mädchen, soll Ihnen bleiben als eine Trophäe der Anziehungskraft Ihres Wesens; denn früher oder später wird die Zeit kommen, welche Ihnen bezeugen wird, daß es keine kleine und verächtliche Erinnerung ist, einem Manne meines Schlags das Gefühl der Liebe, den Gedanken an Vermählung eingeflößt zu haben.

Der Gedanke an Vermählung! Bis jetzt war meine Liebe nur ein verzehrendes Feuer für die Frauen, welche sich darein stürzten. Ich kenne kein Weib, welches, auch nur einen Augenblick überzeugt, daß der Gedanke an eine Verbindung mir erträglich sein könnte, nicht eiligst mich zu fesseln bemüht sein würde. Ich sage Ihnen, daß ich deshalb junge Mädchen immer vermieden habe. Zweimal nur sprach ich von Liebe mit jungen Mädchen, die mich leidenschaftlich liebten und die in mir den Wunsch erweckt hatten, sie zu besitzen. Und in beiden Fällen fing ich mit dem Geständnis an, daß ich sie nie heiraten würde! Außer diesen zwei Ausnahmen hielt ich mich nur an verheiratete Frauen, deren „verzogenes Kind" ich war, wie sie es einmal nannten, und von denen einige mich wirklich liebten. Sie wissen, daß Frauen, wenn sie lieben, die Gewohnheit haben, immer Fragen zu stellen. Und es gab nicht eine, der ich nicht mit gewohnter

Offenherzigkeit geantwortet hätte, daß, auch wenn sie frei wäre, ich sie doch nicht heiraten würde, und trotzdem, oder vielleicht auch gerade infolgedessen, wurde ich heftig geliebt! Ich wollte nehmen, aber mich nicht selbst geben.

Ja, ich schwöre es Ihnen, bis jetzt gab es kein Weib auf der Welt, bei dem der Gedanke an Heirat mir nicht ein Fröstеln verursacht hätte. Sie sind die einzige, die ich mit der zärtlichen Liebe verehre, um mich hinzugeben, die einzige, für welche ich das ungeheure Opfer einer Heirat zu bringen bereit bin, und Sie wissen, meine Meinung über die Opfer der Liebe geht dahin, sie nicht als Opfer, sondern als Glück fühlen zu lassen.

Sie sind die einzige, die ich zur Frau nehmen könnte und so, wie Sie sind, nehmen würde. Sie könnten mir selbst sagen, Sie anders zu nehmen, ich würde es nicht tun! Sehen Sie, meine schöne Rose, das kommt daher, weil ich Sie ebenso verehre wie liebe. Ich liebe Sie vielleicht deshalb so, weil ich Sie verehre.

Also denn: ich werde Sie heiraten, wenn Sie einwilligen. Aber werden Sie auch einwilligen?

Das ist jetzt die Frage, und es ist Zeit, mit den Bekenntnissen zu beginnen, die ich Ihnen zu machen habe.

Ich sage Ihnen im voraus, Sophie, daß ich alles, was ich kann, vorbringen werde, um Ihnen die Lust zu vertreiben, mich zu nehmen, ja, ich werde mir Mühe geben, dies zu tun. Und in jedem Falle werde ich dadurch nur gewinnen. Wenn Sie unerschütterlich bleiben, so werde ich die einzige, wahre Garantie haben, daß Sie mich hinlänglich lieben, um in der

Verbindung mit mir ein dauerhaftes und unzerstörbares Glück zu finden.

Und, umgekehrt, wenn meine Bekenntnisse Sie abstoßen und schrecken, so werde ich doch gewinnen! Denn wenn es möglich ist, Sie abzustoßen und zu erschrecken, so heißt das, Sie fühlen keine genügend starke und leidenschaftliche Liebe zu mir, um in einer Verbindung mit mir die einzige und unerschütterliche Bürgschaft für ein wahres Glück zu finden. Und wenn schon der Gedanke daran Sie erschrecken kann, so laufe ich um so mehr Gefahr, Sie — und mich mit Ihnen — wirklich unglücklich zu machen.

Dies ist in der Gedankenreihe, die ich schon ausgesprochen habe, inbegriffen. Und wenn es so ist, so ist es besser, daß wir uns trennen; ich will dann lieber nicht Gefahr laufen, ein so zartes und duftiges Blümchen, wie Sie, zu brechen in der Verbindung mit meiner rauhen Existenz eines Kämpfers. — Ich werde mir also alle Mühe geben, Ihnen angst zu machen. Ich werde nicht nur nichts vor Ihnen verbergen, ich werde — auch alles mit den grellsten Farben malen.

Beginnen wir also, und Sie werden sehen, daß ich einem verzauberten Prinzen gleiche, und daß man — wie in der Ihnen bekannten Mozartschen Oper „Die Zauberflöte" — durch Wasser und Feuer hindurch muß, um mich zu bekommen. Das ist nicht so leicht wie mit andern Männern.

Ich werde alle Hindernisse eins nach dem andern aufzählen, um das traurige und melancholische Vergnügen zu haben, auf die Zahl der Ursachen zu blicken, die unserer Verbindung im Wege stehen.

Ich fange damit an, Ihnen zu sagen, daß ich mich nicht eher entschließen werde, Sie zu heiraten, bis ich nicht von meiner Krankheit ganz wiederhergestellt bin. Sie müssen einen Mann in seiner ganzen Kraft und Stärke haben, wie ich es noch vor einigen Monaten war. Möge mich der Himmel vor dem großen Unrecht bewahren, Sie zur Krankenwärterin zu machen!

Da ich die Krankheit aber nicht für ein ernstliches Hindernis halte, weil ich nicht zweifle, in einigen Monaten vollkommen gesund zu sein, so will ich diesen Grund nicht rechnen.

Aber es gibt wichtigere Sachen!

1. Vor allen Dingen, Sophie, ist reiflich zu überlegen, daß ich ein Mann bin, der seine ganze Existenz einer heiligen Sache, der Sache des Volks bis in ihre äußersten Konsequenzen gewidmet hat. Diese Sache ist bestimmt, noch in unserem Jahrhundert zu triumphieren, aber sie wird ihre Anhänger noch oft schweren Niederlagen und Gefahren aussetzen. In diesem Kampfe könnte ich in schreckliche Lagen kommen, die keine Anhänglichkeit von mir abwenden kann. Mein Vermögen, meine Freiheit, mein Leben selbst können fortwährend gefährdet sein. Nichts ist bei mir sicher! Indem Sie mich heiraten, bauen Sie Ihre Existenz, Ihr Haus auf der Höhe eines Vulkans! Werden Sie den Mut haben, im Falle des Mißlingens alles zu tragen: Verbannung, Gefängnis, Ruin, Armut und selbst den Tod? Und was noch schlimmer, vielleicht ein Leben voller Entbehrungen?

Wenn nicht, so gehen Sie solchen furchtbaren Existenzen, welche heute den Anblick vollkommenen Glücks

gewähren und morgen mit den Trümmern ihres Schiffbruches alles bedecken, aus dem Wege.

Nicht ohne tiefe Melancholie glaube ich Ihre Antwort vorauszusehen! Ja, Sie glauben, daß Sie es können. Eine so edle Natur wie die Ihre hat den Glauben an sich selbst. Aber deshalb hat sie noch nicht die nötigen Kräfte, um in langer Prüfungszeit diesen Glauben zu betätigen! „Viele sind berufen, wenige sind auserwählt," so sagt die Heilige Schrift. Welche frische, kühne und edle Natur, vor einem Berge stehend, fühlt nicht Kraft genug in sich, den Gipfel zu erreichen, um von dort aus sich an dem prachtvollen Schauspiel einer unbegrenzten Aussicht hoch über dem Niveau der Dinge zu erfreuen! Alle Hindernisse werden besiegt und der Gipfel erreicht! Nur Feiglinge bleiben zurück!

Aber nun beginnt das Steigen, viele und viele Stunden; man klimmt immer weiter empor; die Kräfte erlahmen mehr und mehr, die Brust zieht sich zusammen, der Atem stockt. Und immer neue Felsen versperren den Weg; neue Abgründe, neue scharfe Steine, an denen Ihr Fuß strauchelt!

Ach, Sophie, ich will nicht von den schwachwerdenden Naturen sprechen, welche umkehren; aber wie viele kühne und edle Naturen bleiben liegen, zerschlagen und tot durch die Mühsal des Weges! Den Gipfel erreichen nur die, welche sozusagen physische Geisteskraft haben.

Übrigens wenn Sie mir sagen, daß Sie Vertrauen zu Ihren Kräften haben, so werde ich es auch haben, und glauben Sie mir, es wird eine kräftige Hand sein, die Sie auf diesem Wege unterstützen wird!

2. Aber werden Sie auch den zweiten Schlag, den ich Ihnen zu erteilen habe, überwinden? Sophie, ich bin — ein Jude. Mein Vater und meine Mutter sind Juden, und wenn ich auch innerlich ebensowenig Jude bin wie Sie, sogar noch weniger, wenn es möglich ist, so habe ich mich doch noch nicht von meiner Religion losgesagt, weil ich auch keine andere annehmen wollte. Ich kann wohl versichern, daß ich nicht mehr Jude bin, aber ohne Lüge kann ich auch nicht versichern, Christ geworden zu sein.

Bei uns macht es nichts mehr aus, Jude zu sein; denn bei uns in Deutschland, in Frankreich, in England ist dies nur eine Religion, keine Nationalität. Man ist bei uns Jude, wie man Protestant oder Katholik ist. Bei uns besonders, wenn man einen Ruf von Geist und Talent hat, wie ich, wird man allen gleich, und es gibt nichts, das ich nicht erreichen könnte, wenn ich einwilligen würde, mit der existierenden Regierung zu paktieren.

Aber das ist alles ganz anders bei Ihnen in Rußland. Sie selbst sagten mir, daß das Judentum dort eine Nationalität, nicht eine Religion ist. Es ist wahr, Sie lieben meinen Freund Heine, obschon er auch ein Jude war; aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen poetischer Verehrung und einer Ehe in der wirklichen Welt. Ihre Landsleute werden Sie wegen der Heirat mit einem Juden verachten! Sie, Abkömmling von Fürsten, einen Menschen heiraten, welcher — es ist wahr — wenn die Abstammung ein Recht zum Stolze gäbe, stolzer sein könnte wie ihr alle, da er von einem Volke abstammt, welches älter ist als alle Fürsten und

Edelleute, die nur etliche Jahrhunderte existieren; vom ersten zivilisatorischen Volke, welches in der Geschichte auftritt, und von den alten Königen Syriens.

Es ist wahr, ich könnte Ihnen das Opfer bringen, Christ zu werden, obgleich nach unseren Gesetzen keine Notwendigkeit dazu vorhanden, und die Ehe zwischen Christen und Juden gestattet ist. Und wenn es eine unumgängliche Bedingung wäre, ich würde es vielleicht tun. Aber es würde mir schwer fallen, Sophie. Ich will es Ihnen sagen, weshalb. Ich liebe die Juden durchaus nicht, ja im allgemeinen verabscheue ich sie. Ich sehe in ihnen nur die sehr entarteten Söhne einer großen, aber längst entschwundenen Vergangenheit. Diese Leute haben während der in der Sklaverei verbrachten Jahrhunderte auch die Eigenschaft der Sklaven angenommen; und deshalb bin ich ihnen äußerst ungünstig gesinnt. Ich habe auch gar keine Verbindung mit ihnen. Unter meinen Freunden und in der Gesellschaft, die mich hier umgibt, ist fast nicht ein einziger Jude. Es sind also keinerlei Rücksichten, die mir diesen Wechsel etwas peinlich machen würden.

Aber, Sophie, ich bin ein Mann der Politik, und, was noch mehr sagen will, ich bin das Haupt einer Partei. Und die Partei, welche die meinige ist, muß an dem Grundsatze festhalten, nie einem Vorurteil sich zu beugen, da dies nur Feigheit sein würde, und nie darf sie einen Akt der Heuchelei begehen. Wie soll ich es also mit dem christlichen Glauben machen, wenn, was jedermann weiß und ich auch nie verhehlen werde, ich ebensowenig von der christlichen wie von der jüdischen Religion im Herzen trage! Würde es nicht den Anschein haben, daß

ich um äußerer Vorteile willen einem Vorurteile nachgebe? Hierin liegt ein übergroßer Rigorismus, ein Rigorismus, der in meiner Persönlichkeit begründet ist, denn meine Partei würde meiner Taufe nicht den geringsten Widerstand entgegensetzen, ich kann ihn durch genug gewichtige Gründe erklären, um so mehr, da die Taufe in solchen Fällen als eine reine Formalität angesehen wird; und da ich nicht die Notwendigkeit zugebe, da ich auch nicht im entferntesten gesonnen bin, irgendeines Vorurteils halber Ihrer Liebe zu entsagen, so werde ich vielleicht dieses Opfer bringen, wenn es unumgänglich sein sollte, und mich taufen lassen.

Das heißt, ich werde es tun, wenn Ihr Vater oder Ihre Mutter absolut darauf bestehen, ich werde es aber keinesfalls tun, wenn nur Sie es wünschen sollten. Meine Frau darf durchaus keine Vorurteile haben.

3. Gehen wir jetzt zu meiner gesellschaftlichen Stellung über. Fangen wir mit der guten Seite an. Schon seit einigen Jahren erfreue ich mich in der Gelehrtenwelt eines sehr großen Rufes, welcher fortwährend wächst. Alle Berühmtheiten, die wir haben, Humboldt und Böckh haben mich mit dem Namen ihres Freundes beehrt. Mein Ruf wird sich noch viel und immer mehr vergrößern, sowohl durch die Nachwirkung schon erschienener als durch noch zu veröffentlichende Arbeiten.

In der eigentlichen Welt ist meine Stellung folgende. Im allgemeinen verhalten sich nur wenige bei uns in Preußen gleichgültig mir gegenüber. Fast unsere ganze Gesellschaft teilt sich in bezug auf mich in zwei Parteien. Die eine — zu welcher die ganze Aristokratie und der größte Teil der Bourgeoisie gehört,

häufig sogar Personen mit einem leichten Anflug von Liberalismus — fürchtet und haßt mich. Die andere Partei, zu welcher der übrige Teil der Bourgeoisie und das Volk gehört, achtet, liebt mich, verehrt mich sogar nicht selten. Für diese bin ich ein Mann von größtem Genie und von einem fast übermenschlichen Charakter, von dem sie die größten Taten erwarten. Jene, die Feinde, erwarten wohl auch große Taten von mir. Aber eben deshalb, weil sie mich mehr fürchten als irgend jemand anders, hassen sie mich so unbeschreiblich, daß ich Ihnen keinen richtigen Begriff von diesem alles verschlingenden Haß geben kann.

Sie suchen mich fortwährend zu verfolgen. Es ist wahr, auch meine Feinde achten mich innerlich ebensosehr wie meine Freunde, häufig sogar noch mehr, weil sie mich noch besser erraten.

Aber gerade deshalb, weil sie mich im geheimen achten, haben sie immer gesucht, mich um so mehr zu verleumden; denn Verleumdung ist die einzige Waffe dieser angefaulten Parteien, welche den langsam sich herannahenden Tod in sich selbst fühlen. Ich schritt immer mit erhobener Stirn daher, mit Verachtung auf den Lippen, mit der Waffe in der Hand, immer siegreich, stets die Lüge niederschmetternd, die Verleumdung verwirrend, über den Haß triumphierend. Aber dadurch habe ich noch mehr Haß auf mich gehäuft, der um so wütender ist, als er immer machtlos gegen mich war, und weil ich aus allen gegen mich gerichteten Angriffen immer reiner und glänzender hervorgegangen bin. Sie wissen es ja, Sophie, daß nichts den Haß mehr nährt als Ohnmacht und Niederlage.

Jetzt, Sophie, erwägen Sie dies wohl, wenn Sie Ihr Schicksal mit dem meinigen vereinigen, so wird auch Ihre Existenz zur Zielscheibe des Hasses und der Verleumdung werden. Ich fürchte, daß Ihr Verstand, der Verstand eines jungen Mädchens, zu schnell über diese Fragen hinweggehen wird. Wissen Sie, was der unaufhörliche Haß einer feindlichen Menge bedeutet? Ja, Sie wissen es durch den Verstand und durch die Phantasie; aber Sie kennen es noch nicht aus der Erfahrung schrecklicher Erinnerungen! Denken Sie, daß beim geringsten Zufall, bei jedem unbedeutenden Ereignis es möglich sein könnte, daß eine Masse von Feinden sich dessen bemächtigt, es vergrößert, es unwürdig entstellt, dasselbe als Mittel gegen Sie oder gegen mich benutzt, lügenhaft verzerrt, was Sie gesagt, getan, gedacht haben. Ich selbst gestehe Ihnen, obgleich ich, wie schon gesagt, immer mit der Verachtung auf den Lippen und mit der Waffe in der Hand vorwärtsgeschritten bin, obschon ich immer die Verleumdung niedergeschlagen und besiegt habe, daß sie es doch war, die mir die einzigen seltenen Stunden wahren Leidens im Leben, deren ich mich erinnere, gebracht hat, wie es weder Gefängnis noch Gefahren mir je zufügen könnten.

Und wenn auch ich, ein rauher Krieger, eine für den Kampf eigens organisierte Natur, stark durch mein Bewußtsein, nicht unterliegen und schließlich alles siegreich durchführen könnte, würden Sie, im Falle der Not, alles das ertragen können? Sie, ein Samtblümlein, nicht für den Kampf, sondern für ein ungetrübtes Glück und für die süßesten Eindrücke geschaffen! Bedenken Sie wohl, Sophie, wenn ich nur ein einziges Mal Sie

leiden ſähe, würde ich um ſo Schrecklicheres ausſtehen!

O, glauben Sie mir Sophie, es gibt einſame Geſchöpfe, denen kein glückliches Weſen ſich nähern darf! Leſen Sie mein Trauerſpiel. Alles, was ich Ihnen hier ſagen könnte, habe ich Hutten ausſprechen laſſen. Auch er hatte alle Verleumdungen, alle Arten von Haß, jede Feindſeligkeit ertragen. Ich habe aus ihm den Spiegel meiner Seele gemacht, und ich konnte dies, da ſein Schickſal und das meinige einander vollſtändig gleich und von überraſchender Ähnlichkeit ſind. Nur die Nachwelt iſt gerecht gegen Männer wie er. Deshalb iſt man gezwungen, ſich ein trauriges Glück durch Entſagung auf jedes wahre und wirkliche Glück zu bereiten. Leſen Sie, was Hutten zu Maria ſagte. Faſt das gleiche, was ich Ihnen eben geſagt habe, wenn auch in anderen Worten, und dies wird Ihnen alles noch beſſer verſtändlich machen. Das ſind keine „deutſchen Hirngeſpinſte", wie Sie eines Abends bemerkten: es iſt eine traurige, ſehr traurige Notwendigkeit für ſolche einſam ſtehenden Weſen, auch allein zu bleiben, weil ſie ſonſt noch denen Kummer bereiten, die ſie lieben, welche aber keine ſo mächtige, ſtählerne Organiſation haben wie ſie!

Sie werden mir aber vielleicht ſagen: „Was kümmert's mich, daß die eine Hälfte der Menſchheit Sie haßt, wenn es eine Hälfte gibt, die nach Ihren eigenen Worten Sie hochſchätzt, Sie liebt und bewundert?" Erſtens, Sophie, iſt die Teilung ungleich; die mich haſſende Hälfte iſt noch die mächtige, herrſchende, welche beinahe alle hervorragenden Plätze, alle Stellen einnimmt, welche über alle Vergnügungen und Zerſtreuungen, über alles, was das

Leben verschönert, verfügt. Die andere Hälfte ist noch die ohnmächtigere, welche Ihr Leben nicht sonderlich ausschmücken, Ihnen nicht diesen Glanz, diese Zerstreuungen, diese Freuden bieten kann, an die Sie in Ihrer aristokratischen Gesellschaft vielleicht gewöhnt sind.

Und noch mehr, selbst unter denen, die mich lieben und mich bewundern, werden sich viele finden — Sie begreifen, daß ich jetzt von den Frauen sprechen will —, denen Sie durchaus nicht gefallen werden; und doch wird dies in Ihren gegenseitigen Beziehungen von Bedeutung sein. Während die aristokratische Welt Ihnen die Heirat mit einem solchen Menschen, wie ich bin, nicht verzeihen wird, werden jene Sie deshalb beneiden, eines Glückes halber, das Ihre Verdienste übersteige. Viele von unseren Frauen werden es Ihnen, einer Ausländerin, nicht verzeihen, daß Sie die Frau eines Mannes geworden sind, den sowohl Freunde wie Feinde einstimmig vor allem für einen ungewöhnlichen Mann halten; werden Ihnen die siegreiche Erreichung dessen nicht verzeihen, was keine von ihnen zu erreichen imstande war.

Und dann beginnt der Kampf mit ihrer Eigenliebe, denn je mehr sie im geheimen erkennen werden, daß Sie wirklich ein Weib sind, das ihnen hoch überlegen, desto mehr werden sie suchen, Sie als mittelmäßig und unbedeutend hinzustellen. Darauf folgen Verleumdung, Lästerungen. Wenn Sie mit einem Manne sprechen werden in Ihrer liebenswürdigen und berechtigten Offenheit, so werden sie daraus schon Folgerungen über unlautere Beziehungen ableiten.

Sie werden also Haß bei meinen Feinden und gehässigen Neid bei vielen Frauen der andern Partei finden.

4. In bezug auf die Frauen habe ich noch etwas weiteres hinzuzufügen. Die Aristokratie haßt mich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, fast ohne Ausnahme. In unserer Bourgeoisie haben die Frauen überhaupt noch wenig Anziehendes und Angenehmes in ihrer Lebensweise. Die Männer in unserer Bourgeoisie besitzen die Macht der Bildung und des Geistes. Aber die Frauen haben von der Bildung noch nicht dies Aroma von Liebenswürdigkeit, diese Signatur guter Manieren erhalten, welche für jede Frau, die in aristokratischen Kreisen gelebt hat, unentbehrlich sind. Es gibt allerdings Ausnahmen, aber sie sind sehr selten. Von diesen Ausnahmen abgesehen, werden unsere Frauen Ihnen durchaus nicht recht konvenieren.

Alles dies bringt mich auf den Gedanken, daß, im Falle unserer Verheiratung, ich meinen Bekanntenkreis bedeutend einschränken werde. Dies macht für mich absolut nichts aus. Ich habe immer soviel als möglich eine weitläufige Bekanntschaft zu vermeiden gesucht; man mußte mich immer zu neuen Bekanntschaften nötigen. Obschon ich die Menschheit innig liebe, so liebe ich doch nicht die Individuen, welche heutzutage vorgeben, Menschen zu sein. Aber im Falle unserer Verbindung werde ich meinen Kreis noch bedeutend verkleinern. Wir werden nur mit einigen Freunden und Freundinnen verkehren. Wir werden gewiß dadurch nichts verlieren. Denn wenn Sie ganz Berlin nehmen, so werden Sie nur sehr wenige Häuser finden, in denen man sich ganz behaglich fühlt,

und noch weniger solche, die Ihnen passen würden. Deutschland ist kein Land für gesellschaftliches Leben.

Bei alledem werden Sie vielleicht ein wenig einsam sein. Wissen Sie auch, schönes Blümchen, das der hellen Sonne bedarf, was der Schatten der Einsamkeit bedeutet? Anstatt des Geräusches und der Bewegung der großen Welt, die Sie mit dem Glanze Ihrer Jugend und Ihres Zaubers erfüllen könnten — die Einsamkeit? Taugt das wohl für Sie? Können Sie auch darein willigen, all Ihr einziges Glück in mir allein zu finden? Und noch dazu, wenn Sie mich nicht den ganzen Tag haben können. Denn, Sophie, eine Hälfte meines Tages muß immer wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet sein. Ich würde nie der Wissenschaft entsagen können.

In dieser Hälfte also würden Sie vielleicht zuweilen das Alleinsein, die Langeweile empfinden! Werden Sie nie seufzen, ein Ihrer so wenig würdiges Los gewählt zu haben?

Freilich, ich verhehle es Ihnen nicht, es könnte wohl sein, daß nur gewisse Ereignisse eintreten, eine Flut von Bewegung, Geräusch und Glanz auf Ihr Leben fallen würde, wenn Sie mein Weib sein werden. Aber nicht wahr, Sophie, mit so großen Dingen, die das Ziel der Anstrengungen des ganzen Menschengeschlechts bilden, darf man nicht eine bloße Spekulation auf individuelles Glück machen?

Deshalb darf man in keiner Weise darauf rechnen.

5. Gehen wir jetzt zu meiner finanziellen Lage über. Sie haben zuerst angefangen, von der Ihrigen zu sprechen, und sagten, daß Sie nicht wüßten, ob Sie irgendein

Vermögen haben, oder sogar, daß Sie überzeugt seien, keins zu besitzen. Ich habe Ihnen geantwortet, daß mich dies durchaus nicht berühre, und ich wiederhole dies nochmals. Es ist dies nicht die stolze Verachtung eines verliebten, enthusiastischen jungen Kopfes, der den Wert des Geldes noch nicht kennt und der, wenn er ihn später kennengelernt hat, Reue fühlen wird. O nein, das ist es nicht, und ich konstatiere dies ausdrücklich, weil dies, wenn auch nicht in Ihren Augen, so doch in den Augen Ihrer Eltern die Garantie Ihres Glückes mit mir erhöhen könnte. Nein, es ist kein Jüngling mit schimärischen Ideen, der mit Ihnen spricht. Es ist ein gereifter Mann, welcher dem Alter nach nur fünfunddreißig, den Erfahrungen nach neunzig Jahre zählt.

Ich fange also damit an, Ihnen zu sagen, daß ich das Geld nur dann verachte, wenn es mit etwas Höherem, Edlerem, für meinen Willen Teuerem wetteifern will. Aber das Geld an sich ist eins der Mittel zur höchsten Tätigkeit auf Erden, und als solches Mittel für meinen Willen und nicht als Zweck desselben verstehe ich es nach seinem wahren Wert zu schätzen.

Ich will Ihnen sogar mit meiner gewohnten Offenheit das Geständnis machen — und das könnte Sie vielleicht überraschen —, daß ich vielleicht imstande gewesen wäre, eine Frau mit einer Mitgift von drei bis vier Millionen Talern zu heiraten, bloß dieses Vermögens wegen, ohne weiter ihre Person zu berücksichtigen. Denn wenn diese Frau mir ein Vermögen von solcher Höhe zugebracht hätte, wo das Geld dann eine Macht wird, so würde ich mir vielleicht gesagt haben: „Mit einem solchen Vermögen kannst du deine großen wissenschaftlichen,

künstlerischen und besonders politischen Ziele fördern." Dann würde ich vielleicht mit dieser Person eine Verbindung unter dem äußern Schein einer Ehe eingegangen sein, doch ihre Persönlichkeit würde für mich gleichgültig gewesen sein.

Aber da ich Sie ausschließlich des inneren Glückes halber heiraten will, so sehe ich auch nur auf Ihre Person, und alles übrige ist mir gleich. Ich würde Sie auch heiraten, wenn Sie weiter nichts besäßen als das hübsche Nationalkostüm, in dem Sie sich für mich photographieren ließen, und würde Sie ebenso kräftig und feurig an mein Herz drücken, als wenn Sie mir alle Millionen des Orients zubringen würden.

Wenn dies aber auch gegenüber Ihrem Besitztum so ist und so sein muß, so darf es doch nicht sein von Ihrer Seite in bezug auf mein Vermögen, denn als meine Frau haben Sie es mit mir zu teilen und davon zu leben.

Ich lebe, wie Sie es hier sehen werden, ziemlich behaglich und sogar mit einem gewissen Luxus. Das kommt daher, weil ich bei unsern Preisen in Deutschland für einen Junggesellen auch ziemlich reich bin, wir werden uns nur in anständigem und angenehmem Wohlstande befinden, wenn wir unser zwei sind, und, Sophie, namentlich wenn wir mehr als zwei sein werden! Ich will Ihnen die genaue Ziffer meines Vermögens nennen. Ich habe viertausend Taler Rente, als ganz unabhängiges Vermögen. Nach dem Tode meiner Eltern werde ich allerdings ungefähr zwei- bis dreitausend Taler mehr Einkünfte haben; da ich aber Vater und Mutter aufs zärtlichste liebe, so hoffe ich, daß dies so spät als möglich eintreten werde.

Wir werden also nur viertausend Taler Einkommen haben. Freilich, das ist bei uns viel mehr, als es Ihnen scheinen wird, die Sie an Ihre russischen Preisverhältnisse gewöhnt sind.

Vergleichen wir z. B. unsere Beamtenhierarchie. Bei uns machen viertausend Taler das Jahresgehalt eines Regierungspräsidenten aus, und selbst die Minister erhalten nicht mehr als achttausend Taler, also nur das Doppelte meiner Einkünfte.

Sie werden begreifen, daß wir damit bei uns behaglich und angenehm würden leben können, aber wir müßten ordentlich rechnen, unsere Mittel zusammennehmen, uns dies und jenes auch versagen und uns nur selten einen Luxus gestatten.

Bisher hatte ich die Gewohnheit, vor keiner Ausgabe zurückzuschrecken, wenn ich etwas wünschte, ich hatte es auch nicht nötig, da ich immer für einen Junggesellen ziemlich reich war. Wenn Sie aber mein Weib sein werden, wird das nicht mehr so gehen. Es wird allerdings nicht nötig sein, etwas in meinen alltäglichen Lebensbedürfnissen zu verringern.

Wir werden zu zweien noch ebenso leben können, wie ich gewöhnlich allein lebe. Nur die großen Ausgaben, die ich zuweilen zu splendiden und luxuriösen Festen für Freunde oder zu sehr kostspieligen Reisen, für teure Bücher und dergleichen zu machen liebte, werde ich bedeutend mäßigen müssen. Ich werde nicht ohne Berechnung leben dürfen.

Fürchten Sie nichts. Ich werde alles das und zwar gern tun, ich werde auch außerdem noch vielem sehr gern

entsagen — und mit welcher Wonne! — viel mehr wie nötig ist, um mit Ihnen zu leben.

Eins nur werde ich nicht können. Ich werde Ihnen nichts abschlagen können, Sophie. Ich werde es immer bedauern, daß ich nicht reich genug bin, um Ihr Leben mit all dem Luxus zu schmücken, der allein würdig wäre, ein solch anbetungswürdiges Wesen wie Sie zu umgeben. Ich werde nie oder nur sehr schwer den traurigen Mut haben, Ihnen irgendeine Ausgabe abzuschlagen.

Es ist übrigens auch eines Mannes unwürdig, einem geliebten Weibe etwas leicht abzuschlagen.

Sie müssen also selbst vernünftig sein, widrigenfalls überlasse ich es Ihnen, nach Gutdünken zu schalten; aber das könnte unser Vermögen zerrütten.

Ich könnte allerdings durch Arbeit Geld verdienen. Ich sage noch mehr, ich kenne wenig Leute, die soviel wie ich verdienen könnten, wenn dies meine Absicht wäre.

Ich werde das aber nie tun. Möge dieses Unglück von mir fernbleiben, diese geistige Prostitution — bei Geistesarbeiten den Gelderwerb als Ziel vor Augen zu haben! Es ist nichts gerechter, als bei materieller Arbeit auf Gelderwerb zu rechnen. Aber es ist nichts unwürdiger, widernatürlicher, nichts verhängnisvoller, als in bezug auf geistige Arbeit, die in eine ganz andere Kategorie fällt, so zu handeln. Ich werde also nie durch meine Arbeit Geld zu verdienen suchen.

Nun frage ich Sie, Sophie, werden Sie Vernunft genug haben, sich mit einem solchen Einkommen zu begnügen, und werden Sie mit einer angenehmen, aber bescheidenen Behaglichkeit zufrieden sein?

6. Jetzt gehe ich über zu dem Triumphe meines Lebens!

Um Ihnen alles, was nötig ist, über den Roman meines Lebens zu sagen, muß ich einiges aus dem Lebensroman anderer berühren.

Im Januar 1846 machte ich in Berlin die Bekanntschaft der Gräfin Hatzfeldt, die Sie kennen. Es ist eine Frau, von deren Seelengröße ich Ihnen keinen richtigen Begriff geben kann. Aber so hoch auch der Adel ihrer Seele, so tief auch ihr Verstand ist, ebenso groß ist auch das Elend ihres Schicksals.

Ihr Mann, zugleich ihr Cousin, Graf Edmund Hatzfeldt, haßte sie, quälte und verfolgte sie auf unwürdige Weise, wie man es in den überspanntesten Romanen nicht findet.

Im Besitze von fünf Millionen, der Reichste von der ganzen Familie, im Besitze aller Vorrechte und Macht, welche damals und auch jetzt noch unsere höhere Aristokratie besaß (es ist eine der bedeutendsten Familien in ganz Deutschland), kannte er keine Grenzen in den Qualen, denen er sie in seinem Hasse unterwarf. Er hielt sie in seinen Bergschlössern gefangen, versagte ihr Arzt und Arznei während ihrer Krankheiten, entriß ihr fortwährend, durch heimliche Entführungen, ihre Kinder — das ganze Leben dieser entschlossenen Frau war ein fortwährender Kampf um ihre Kinder, den sie erst gewann, aber immer wieder von neuem verlor. Er ließ sie ohne alle Existenzmittel, und während er ein enormes Vermögen verschwendete und sein Leben in den unwürdigsten Ausschweifungen durchbrachte, unterstützte und erkaufte er Verleumdungen gegen sie.

Sie hatte sehr mächtige Verwandte. Vater und Mutter der Gräfin waren schon lange tot, aber ihre Brüder, ihre natürlichen Beschützer, und auch ihre Schwäger nahmen die höchsten Stellungen ein. Es ist wahr, diese ganze Familie war sehr aufgebracht gegen den Grafen, und alle verdammten ihn heftig. Häufig während der Dauer dieser Ehe machten sie Anstrengungen, um den Grafen zu dem Versprechen zu bringen, daß er sein Betragen ändern wolle; mehrmals veranstalteten sie Familienrat und zwangen auch den Grafen, freiwillige Abmachungen zu unterschreiben, um das Los der Gräfin vor seinen Verfolgungen zu schützen. Der Graf gab jedesmal nach, versöhnte sich auch scheinbar und unterschrieb alles, was man von ihm verlangte; nach drei Tagen aber begannen seine Freveltaten von neuem. Freiwillige Abmachungen unter Eheleuten haben nach unseren Gesetzen nichts zu bedeuten.

Da der Graf nie sein Wort als Edelmann hielt und seine mündlichen oder schriftlichen Versprechungen schon am nächsten Tage wieder brach, so blieb der Gräfin nichts anderes übrig, als sich ans Gericht zu wenden.

Einmal, im Jahre 1843, veranlaßte der Fürst Hatzfeldt, der Bruder der Gräfin, sogar den König, zugunsten der Gräfin zu intervenieren. Der König befahl durch eine Kabinettsorder dem Grafen, sein schändliches Benehmen gegen die Gräfin zu ändern. Aber der Graf blieb auch dagegen taub, und da der König bei uns nicht die Macht des Zaren hat und in Privatangelegenheiten nicht eingreifen kann, so blieb auch dies ohne jegliche Wirkung.

Es gab nur noch ein einziges Rettungsmittel: die Hilfe der Gerichte. Dieses Mittel war schon längst ins Auge

gefaßt worden. Seit vielen Jahren schon hatte die Gräfin ihre Familie, ihre Brüder auf den Knien flehentlich gebeten, den Beistand der Gerichte anzurufen. Aber dies gerade wollte die Familie absolut nicht. Da bei uns alle Prozesse öffentlich sind, so hatte der Graf durch das Übermaß seiner Infamien dieses Mittel — vom Standpunkt der Familie aus — unmöglich gemacht, denn mit Recht fürchtete die Familie vor allem die Öffentlichkeit für den stolzen Namen des gemeinsamen Geschlechts, wovon der Graf einer der Hauptrepräsentanten war. Sie schrak zurück vor dem Gedanken, alle die von einem der Ihrigen begangenen Schandtaten zu entschleiern; sie schrak davor zurück, ihre eigene Schuld an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, daß sie so lange solch unerhörte Untaten geduldet hatte. Sie schrak in aristokratisch-politischem Interesse davor zurück, um dem Hasse, den das Volk überall gegen die Aristokratie hegt, nicht neue Nahrung zu geben.

Oft hatte die Familie der Gräfin gesagt: Gedulde dich noch; wenn der Graf noch einmal sein Wort bricht und dies oder jenes tut, dann sei versichert, wir werden ihm selbst den Prozeß machen. Der Graf hatte dies oder jenes wieder getan, aber immer, wenn nun die Gräfin den Prozeß anfangen wollte, sagte man ihr: Wenn du den Prozeß beginnst, wirst du unsere gemeinschaftliche Feindin, wir werden uns alle gegen dich kehren! O Sophie, welch feigen Mißbrauch hat man mit der feigen Schwachheit eines Weibes getrieben! Die Gräfin, allein, ohne einen Pfennig Geld, ohne jegliche Hilfe und mit der Gewißheit, die ganze Familie gegen sich zu haben, konnte nicht daran denken, sich selbst zu helfen.

Und bedenken Sie, Sophie, diese Lage hatte schon fast zwanzig Jahre lang gedauert, denn der Graf hatte die Gräfin geheiratet als Mädchen von fünfzehn Jahren und sie gequält vom ersten Tage ihrer Verheiratung an.

Ganz zufällig war ich zugegen, als der Graf zu Anfang 1846 sich neuer Untaten gegen seine Frau schuldig machte. Im Winter 1845 hatte man eine neue Versöhnung zwischen ihnen zustandegebracht, wie immer aber von seiner Seite nur äußerlich. Im April 1846 sollten sie wieder zusammenkommen. Anstatt dies zu tun, schrieb der Graf kurz vorher an den zweiten Sohn der Gräfin, Paul, den sie anbetete und der sie zärtlich liebte, das einzige Kind, das der Graf ihr nicht hatte entreißen oder abwendig machen können — der Graf, sage ich, schrieb insgeheim diesem vierzehnjährigen Sohne, daß er ihn enterben würde, wenn er der Mutter nicht heimlicherweise entfliehe. Paul brachte diesen Brief seiner Mutter; ich traf sie von Tränen und Kummer niedergebeugt an und erfuhr nach und nach ihre ganze Geschichte.

Können Sie, Sophie, sich wohl einen richtigen Begriff von dem Eindruck machen, den diese Geschichte in mir, einem eifrigen Revolutionär, hervorrief, als ich sie angehört hatte, als mir die Gräfin die unumstößlichen Beweise der Tatsachen in der Korrespondenz mit ihren Verwandten und anderen Papieren gegeben hatte?

Ich sah vor mir, in der Person eines einzelnen individuellen Lebens, die Verkörperung aller empörenden Ungerechtigkeiten der veralteten Welt, die Verkörperung aller Mißbräuche der Macht, der Gewalt und des Reichtums, gerichtet gegen den Schwachen, allen Druck unserer sozialen Ordnung.

Ich bin von jeher ein Revolutionär aus der Schule Robespierre gewesen, der in seiner Konstitution schrieb: „Soziale Unterdrückung ist es, wenn auch nur ein einziges Individuum unterdrückt wird.“ Ich sah den vollen Egoismus, die ganze Feigheit der aristokratischen Welt, welche dieses edle Wesen ihren herzlosen und angefaulten Vorurteilen opferte. Nachdem ich diese ganze Geschichte untersucht hatte, erkannte ich wohl, daß der wahre Ursprung und die Ursache des Unglücks der Gräfin nur in dem Adel ihrer Seele lag, die sich nie vor dem tyrannischen Geist ihres Mannes erniedrigen und unterwerfen oder seinen unwürdigen Launen hatte schmeicheln wollen, die nie die Grundsätze des Schönen, Wahren und Erhabenen hatte verleugnen wollen. Ich sah, daß diese Frau sich während einer Reihe von zwanzig Jahren im Unglücke verzehrt hatte, nicht obgleich, sondern weil sie größer und edler war als alles, was ich bis dahin angetroffen hatte.

Ich schämte mich für die Menschheit!

Und alle diese Schrecken und Unterdrückungen gegen ein wehrloses Weib! Ich schämte mich meiner Nation! —

Es ist wahr, es fehlt meiner Nation — ich spreche nicht von dem niedern Volke, dieses hat viel Edelmut —, es mangelt der deutschen Aristokratie und Bourgeoisie jede Spur von Ritterlichkeit. Sonst wäre so etwas nicht möglich gewesen!

Ich sagte mir selbst also: Möge niemand sagen können, daß du alles dies kennst und trotzdem diese Frau ruhig erwürgen läßt, ohne ihr zu Hilfe zu kommen. Wenn du das tust, mit welchem Rechte würdest du anderen ihren Egoismus und ihre Feigheit vorwerfen können.

Ich war ein junger Mensch von zwanzig Jahren. Ich hatte eben die Universität verlassen, wo ich Philosophie studierte. Ich verstand nichts von Jurisprudenz. Nichts hielt mich zurück!

Der Gräfin, welche nicht mehr wußte, was sie tun sollte, und fliehen wollte, um sich gegen die vom Grafen von neuem geplante Wegnahme ihres Kindes zu schützen, sagte ich: Sie wissen sehr gut, daß Sie, wenn Sie den Prozeß beginnen, von Ihren Verwandten im Stiche gelassen werden, sie werden sich gegen Sie wenden, wie man Ihnen das immer gesagt hat; aber Sie wissen ebensogut, daß Sie von der Seite nichts als leere Worte zu erhoffen haben. Wenn Sie also fest entschlossen sind, entweder zu siegen oder zu sterben, so will ich Ihre Angelegenheit in diese junge, aber starke Hand nehmen, und ich schwöre Ihnen, für Sie zu kämpfen bis zum Tode.

Sie hatte Vertrauen in ihr gutes Recht, in ihre und meine Kräfte. Sie nahm meinen Vorschlag mit vollem Herzen an.

Und ich, ein junger, machtloser Jude, erhob mich gegen die furchtbarsten Mächte — ich allein gegen die ganze Welt, gegen die Macht des Ranges und der ganzen Aristokratie, gegen die Macht eines unbegrenzten Reichtums, gegen die Regierung und gegen die Beamten aller Art, welche stets die natürlichen Verbündeten von Rang und Reichtum sind, gegen alle nur möglichen Vorurteile.

Und jetzt, Sophie, begann ein Kampf, so schrecklich, daß keine Feder eine Beschreibung zu liefern vermag; ein Kampf, der meine erste Jugend verschlungen hat,

ein neunjähriger Kampf, voll der grausamsten Leiden für die Gräfin und für mich; ein Kampf, der jeden Tag mit undenkbaren Gefahren verbunden war, ein unmöglicher Kampf, in dem ich aber nicht ein einziges Mal auch nur um einen Schritt zurückgewichen bin, und den ich endlich als Sieger, mit einem vollen Triumphe beendet habe! Heute noch, sechs Jahre nach diesem siegreichen Ende, kann ich es selbst kaum begreifen, wie es möglich gewesen ist, daß ich ganz allein gegen Stöße aller dieser vereinten Mächte standhalten und den Sieg erkämpfen konnte.

Im Jahre 1846 hatte ich in Berlin zwei sehr intime Freunde, beide sehr hohen und reichen Familien Berlins angehörig. Einer von ihnen, Oppenheim, war Richter an einem Obergericht in Berlin, was bei uns ein hohes Amt ist. Er war der Sohn eines der reichsten Bankiers Deutschlands. Sein Vater besaß fünf bis sechs Millionen Taler. Der andere, Mendelssohn, war Arzt und gehörte einer nicht minder vornehmen und angesehenen Familie an. Beide waren älter als ich. Aber ich hatte zu allen Zeiten die Gabe, daß die Menschen auf meine Stimme hörten.

Ich setzte ihnen die Geschichte dieser Frau auseinander und fragte sie, ob sie auf Tod und Leben mir helfen wollten, sie zu schützen, und ob sie, wenn es sein müßte, wohl auch ihre eigene Existenz zu opfern bereit sein würden. Sie schworen es mir zu. Ich reiste darauf mit ihnen in die Rheinprovinz, nach Düsseldorf, in die Nähe des damaligen Aufenthaltes des Grafen. Er war in Aachen. Ich ließ durch meine Freunde in der ganzen Provinz juridische Beweise für die verschwenderische und

ausschweifende Lebensweise des Grafen zusammenbringen und vorbereiten, um gegen ihn den Prozeß auf Beschlagnahme wegen Verschwendung und den Prozeß auf Ehescheidung zu beginnen. Ich selbst begab mich nach Aachen, um genauer die Ursachen seiner neuen feindlichen Schritte gegen die Gräfin auszukundschaften. Ich erfuhr sie bald. Ich fand ihn in Aachen mit einer neuen Mätresse, einem als Intrigantin bekannten Weibe, der Baronin von Meyendorff, geborene Haguere, Holländerin von Geburt, Frau des Barons von Meyendorff, des Bruders des frühern russischen Gesandten in Berlin. Diese Frau hat lange Zeit als russische Spionin in Paris gedient, namentlich bei dem Herzog von Orleans. Jetzt hatte sie sich den Grafen Hatzfeldt als Beute erkoren. Bald hatten wir nicht nur die Beweise für ihren unerlaubten Verkehr mit dem Grafen in Händen, sondern auch dafür, daß er ihr unter der maskierten Form einer Anleihe eine Schenkung gemacht hatte, welche die Zukunft des Sohnes der Gräfin, Paul, völlig ruinieren mußte, da dessen Vermögen als des jüngsten Sohnes nicht durch die großen Familienmajorate, welche nur den ältesten Kindern gehören, gesichert war. Der Graf hatte die Absicht, ihn zu ruinieren, denn er haßte ihn aus tiefstem Herzensgrunde, weil es ihm nicht gelungen war, ihn der Gräfin zu entreißen oder ihn von derselben abzuwenden.

Zu dieser Zeit war er eben im Begriff, die Schenkung auf die Allodialgüter, welche die Zukunft von Paul sichern sollten, hypothekarisch einschreiben zu lassen.

Als die Gräfin vernahm, daß die Zukunft ihres angebeteten Kindes auf ewig zugrundegerichtet werden

sollte, konnte sie sich bei dieser neuen Unglücksbotschaft nicht länger zurückhalten. Sie eilte nach Aachen und, mit den Beweisstücken in der Hand, begab sie sich zum Grafen. Feig wie immer spielte er für einen Augenblick den Reuigen. Er gesteht, bittet um Verzeihung, verspricht nicht nur, den Akt der Schenkung rückgängig zu machen, sondern auch endlich seine Ungerechtigkeiten gegen sie einzustellen. Er bittet sie, ihren Notar aus Düsseldorf zu holen und mit demselben zurückzukommen, er wolle sich zu allem, was sie verlange, notariell verpflichten.

Die Gräfin reist nach Düsseldorf und kommt mit ihrem Notar zurück. Aber schon hatte der Graf seine Gesinnung wieder geändert, auf den Rat seiner hinterlistigen Ratgeber, die ihn habgierig ausbeuteten. Er verschließt die Tür vor der Gräfin, empfängt sie nicht mehr. Er antwortet nicht auf die schriftlich an ihn gerichtete Anfrage, ob er seine unselige Schenkung rückgängig gemacht habe oder nicht. Er läßt sich nur durch die Meyendorff sprechen, welche gleichzeitig hier ist und alle Tage mit ihm zubringt.

Die zwei Lager stehen einander gegenüber, das unserige und das seinige. Man beobachtet sich gegenseitig und wartet ab.

Plötzlich bringt man mir die Nachricht, daß die Meyendorff sich nach der Eisenbahn begibt, um nach Köln zu reisen. Ich beauftrage Oppenheim und Mendelssohn, welche bei mir waren, ihr überallhin, wohin es auch sei, selbst bis ans Ende der Welt, zu folgen, sie beständig im Auge zu behalten und sich womöglich Gewißheit zu verschaffen, ob die Schenkungsurkunde zurückgenommen

ist oder nicht. Sie fliegen davon. Sie kommen mit ihr zu gleicher Zeit in Köln an und steigen mit ihr in demselben Hotel ab. Am andern Tage, unmittelbar vor Abfahrt des Dampfbootes, sieht Oppenheim, auf der Treppe stehend, wie der Bediente der Meyendorff ihre Gepäckstücke hinausträgt. Er bemerkt, daß der Bediente auch eine Kassette mit herausbringt, wie man solche gewöhnlich zur Aufbewahrung von Papieren benutzt. Ein unbedachter, unüberlegter Plan steigt rasch in Oppenheim auf. Da der Diener eben in das Zimmer zurückgekehrt war, stürzt er sich auf die Kassette, ergreift sie, und weil er von Aachen keinen Koffer mitgebracht hatte, worin er sie hätte verstecken können, eilt er in Mendelssohns Zimmer, damit dieser die Kassette in seinem Koffer verberge. Dieser ist verblüfft und erstaunt über diesen unsinnigen Streich, will aber seinen Freund nicht im Stich lassen; da der Bediente wegen des Verschwindens der Kassette inzwischen schon im ganzen Hotel Lärm geschlagen, nimmt er sie, um sie in seinem Koffer zu verstecken, da aber hierin gar kein Platz mehr war, so ist er genötigt, einige Kleidungsstücke herauszunehmen und zurückzulassen. Beide reisen nun nach verschiedenen Richtungen ab. Mendelssohn hat den Koffer mit der Kassette bei sich. Man fängt bereits an, im ganzen Hotel eine gründliche Durchsuchung anzustellen, und da man in Mendelssohns Zimmer die zurückgelassenen Kleider findet, so schöpft man Verdacht gegen ihn, und er wird verfolgt. Als Mendelssohn sich auf der Eisenbahn von der Polizei beobachtet merkt, springt er aus dem Waggon und verschwindet, indem er den Koffer im Stiche läßt. Er

flüchtet querfeldein und erreicht endlich Paris. Aber da er aus Gefälligkeit auch den Reisesack Oppenheims mitgenommen, denselben indes ebenfalls im Waggon zurückgelassen hatte, so findet man Oppenheims Papiere darin und arretiert diesen als des Diebstahls verdächtig.

Der Richter eines obern Gerichtshofes, der Sohn eines fünffachen Millionärs, ins Gefängnis gebracht wegen Diebstahls! Denken Sie sich, welches Aufsehen dies in ganz Deutschland machte.

Es gelang mir, Zugang in das Gefängnis Oppenheims zu finden. Ich nahm ihm das Versprechen ab, daß, falls der Graf seiner Frau Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte, er, Oppenheim, über die eigentliche Veranlassung seiner Tat schweigen würde. Er versprach es mir. Ich sage es zu seinem Lobe, dieses Versprechen war eine Heldentat von ihm, denn wenn er den Grund seiner Tat nicht gestand, so lief er die größte Gefahr, als gemeiner Dieb verurteilt zu werden. Das war ein unerhörtes Opfer. Aber wir waren übereingekommen, alles zu tun, um dieser Frau zu helfen, und er versprach es mir fest. Ich ließ dem Grafen den Vorschlag machen. Er wies ihn ab. Nun aber entbrannte der eigentliche Kampf. Er entbrannte mit einer Erbitterung ohnegleichen. Da Mendelssohn in Paris flüchtig war und Oppenheim im Gefängnis saß, so war ich schon von Anfang des Kampfes ganz allein und blieb es auch, wie Sie bald sehen werden, während seiner ganzen Dauer. Dies verringerte jedoch nicht im mindesten meinen Mut.

Ich begann eine Flut von Prozessen über den Grafen zu ergießen. Bis dahin hatte ich nicht Jurisprudenz

studiert, jetzt warf mich eine förmliche Wut darauf. Indem ich die Prozesse führte, wurde ich selbst Jurist; in wenigen Monaten konnte ich es mit den Advokaten aufnehmen, und nach zwei Jahren, ich darf es sagen, übertraf ich sie alle.

Gleichzeitig wandte ich mich an die demokratische Presse. Die ganze demokratische Presse erhob sich auf meinen Ruf. Ich vernichtete den Grafen in der öffentlichen Meinung. Es war ein täglicher Kampf und ein Kampf auf Leben und Tod. Bei dieser Gelegenheit ließ mich Heine, wie ich Ihnen bereits einmal erzählte, im Stich, und zwar deshalb, weil die Baronin Meyendorff die Freundin der anderen russischen Spionin, der Fürstin Lieven, und diese wieder die spezielle Freundin von Guizot war, von dem Heine eine Pension bezog.

Aber wenn er mir fehlte, so unterstützten mich doch andere, und es gab täglich ein Toben in der ganzen demokratischen Presse gegen den Grafen.

Unterdessen kam die Assisensitzung wegen des Kriminalprozesses gegen Oppenheim.

Er gestand die Tat, aber auch die Gründe, die ihn dazu verleitet, und da es mehr als unwahrscheinlich war, daß er sich durch die Kassette der Frau von Meyendorff hatte bereichern wollen, und da die öffentliche Meinung vollständig auf unserer Seite war, so wurde er feierlich freigesprochen.

Jetzt aber zeigte er sich schwach. Seine ganze Familie war nach Köln gekommen und flehte ihn an, mit ihr zurückzukehren. Man bat, beschwor ihn. Und dieser Mann, dessen wunderbare Haltung ich soeben gerühmt

habe, hatte die Schwäche, seinen Verwandten nachzugeben. Er zog sich zurück und reiste mit ab.

Er hatte genug. Wenn er aber auch genug hatte, ich hatte es nicht! Es ist wahr, auch mein Vater, den ich zärtlich, sehr zärtlich liebe, war herbeigeeilt und flehte mich an, mit ihm zurückzukehren, diesen fürchterlichen Kampf nicht weiter fortzusetzen. Aber, Sophie, merken Sie dies wohl: wenn ich mein Wort gebe, so ist's für die Ewigkeit. Mein Vater mußte allein zurückkehren.

Nachdem Oppenheim im Dezember 1846 freigesprochen war, kehrte Mendelssohn im Juni 1847 aus Paris zurück, denn jedermann und alle Juristen erklärten einstimmig, daß für ihn keine Gefahr mehr vorhanden sein könne. Wenn Oppenheim, der die Kassette weggenommen hatte, freigesprochen war, so konnte man Mendelssohn, der nur sein Mitschuldiger war, unmöglich verurteilen. Mendelssohn kehrte also zurück und begab sich freiwillig in das Kölner Gefängnis. Man stellte ihn vor den Assisenhof. Die Verurteilung schien das unmöglichste Ding von der Welt.

Aber schon hatte der Graf seinerseits Zeit gehabt, alle Vorurteile, allen Einfluß, allen Haß in Bewegung zu setzen, und besonders den allmächtigen Hebel — Gold mit freigebiger Hand ausgestreut. Im Januar 1848 ward Mendelssohn, mein bester Freund, durch ein Geschworenengericht als des Diebstahls in einem öffentlichen Gasthause schuldig zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

Humboldt bat den König, diese fünf Jahre Zuchthaus in ein Jahr Gefängnis zu verwandeln. Der König

machte aber zur Bedingung, daß Mendelssohn Europa verlassen müsse. Nachdem er aus der Haft entlassen war, ging er nach Konstantinopel und nach Syrien. Im Jahre 1854 nahm er teil am Orientkriege gegen Rußland als Arzt eines türkischen Regiments, und dieser meinem Herzen so teure Freund starb auf einem Parforcemarsche nach Bajazid.

Nachdem Mendelssohn verurteilt worden, war der Graf außer sich vor Freude. Denn er hoffte nun nichts Geringeres, als auch mich dadurch zu vernichten. Ich hatte freilich nicht das geringste mit der Kassette der Frau von Meyendorff zu tun; ich war ja in Aachen, als meine Freunde diesen unüberlegten Streich in Köln verübten. Da man mich aber im allgemeinen für die Seele meiner Freunde hielt, so wurde nun gegen mich ein Prozeß anhängig gemacht, worin ich als der intellektuelle Urheber ihres Kölner Streiches angeklagt wurde. Ein solcher Prozeß war eigentlich unmöglich, unzulässig, aber der Graf rechnete stark darauf. Man hatte Mendelssohn nur deshalb zugrundegerichtet, um sich freien Weg zu mir zu bahnen. Die königlichen Staatsanwälte stürzten sich mit Wonne auf diesen Prozeß.

Wer aber mit ganz anderer Wonne, mit blitzenden Augen und leidenschaftlichem Herzen sich darauf warf, das war ich! Denn ich brauchte ihn unbedingt, meinen eigenen Prozeß, Sophie!

Ich war mit Verleumdungen überschüttet worden. Man kann sich leicht all die Klatschereien denken, die durch meine Haltung hervorgerufen wurden. Ein junger Mensch von meinem Alter, der sich auf diese Weise für eine ihm ganz fremde Frau aufwirft! Es begreift

sich, daß viele es sich nicht anders erklären konnten, als daß sie ein Liebesverhältnis voraussetzten. Da die Menschen im allgemeinen weder Prinzipien noch Gewissen haben, so begreifen sie nicht, daß es andere gibt, für welche diese Dinge die mächtigste Triebfeder sind. Man sagte also, ich sei in sie verliebt. Aber für den Grafen war eine solche schwarze Verleumdung noch nicht genug. Er suchte das Gerücht zu verbreiten, trotz meiner unabhängigen finanziellen Lage, daß ich mich seiner Angelegenheit nur aus schändlicher Spekulation angenommen habe.

Alles das ging mir sehr zu Herzen. Wenn die Verleumdung von Haus zu Haus läuft, so kann man ihr nicht von Haus zu Haus nachlaufen, um sie zu widerlegen.

Deshalb brauchte ich eine Gelegenheit, um selbst zum ganzen Volk sprechen zu können! Ich brauchte einen Kriminalprozeß, eine feierliche Gelegenheit, um alle Verleumdungen niederzuschlagen, um mit Beweisstücken in der Hand hervorzutreten, um die Lüge niederzuschmettern und durch unumstößliche Tatsachen die wahre Natur meiner Schilderhebung für die Gräfin klarzulegen.

Andererseits war es mir auch nötig im Interesse der Gräfin. Jetzt hatte ich die Gelegenheit, vor allem Volke diesen Streit zwischen ihr und dem Grafen kundzutun und aufzudecken und durch die Darlegung der Geschichte dieser Ehe ihn moralisch zu vernichten und ihr eine schreckliche Genugtuung zu verschaffen.

Die Advokaten beschworen mich freilich, das nicht zu tun und in diese Debatten nicht auch den Streit zwischen ihr und ihm hereinzuziehen, um meine eigene Gefahr

zu vergrößern. Man sagte mir, wenn ich mich streng in den Grenzen der gegen mich gerichteten juridischen Anklage, der moralische Urheber der Tat Oppenheims zu sein, halte, so werde ich unangreifbar sein. Wenn ich aber auf der Anklagebank meine Sache mit dem Kampfe gegen den Grafen identifiziere, so würde ich allen Haß entfesseln, alle Leidenschaften entflammen, ich würde alle diejenigen, die nicht gänzlich für mich seien, zwingen, mich zu verurteilen. Und solche Verurteilung, eine Verurteilung wegen Aufhetzung zu dem Verbrechen des Diebstahls, das wäre nicht bloß eine Zuchthausstrafe von fünf Jahren, das wäre schlimmer als der Tod! Denn das wäre ein Urteilsspruch voll Schmach, der mich in den Augen der Welt ehrlos machen, der meine Existenz für ewig brechen, der meine Ehre brechen müßte!

Weil Oppenheim bis zu einem gewissen Grade derartigen schüchternen Ratschlägen nachgegeben hatte, so hatte er eine trockene Freisprechung erlangt, Mendelssohn aber eine fürchterliche Verurteilung. Ich war fest entschlossen, keinem von diesen klugen Ratschlägen Gehör zu geben. Ich warf mich auf die Anklagebank, nicht wie ein Mensch, der sich verteidigen soll, sondern wie ein Sieger, der seinem sicheren Triumphe entgegengeht. Ich warf mich darauf, die Angriffe in der Hand sowohl gegen den Grafen als gegen seine Mitschuldigen, die Richter. Ich fand mehr als vierzehn falsche Zeugen vor, die der Graf gegen mich gedungen hatte. Das beunruhigte mich nicht im mindesten. Ich hatte es vorausgesehen. In einer siebentägigen Debatte, die ich allein leitete, entlarvte ich schonungslos die falschen Zeugen, ich verwirrte und

vernichtete die Verleumdung auf immer, durch unumstößliche Beweise deckte ich die Geschichte dieser Ehe auf, und am letzten Tage warf ich mich in einer sechsstündigen Rede — die ich hier gedruckt beifüge, damit Sie die Einzelheiten kennenlernen —, nachdem ich der gegen mich gerichteten Anklage einige Fußtritte versetzt, auf den Kampf zwischen der Gräfin und dem Grafen, indem ich ihre Sache offen zu der meinigen machte, und — Freude! — ich schlug den Grafen und seine Helfer gänzlich zu Boden.

Nichts, Sophie, kann Ihnen auch nur annähernd eine Vorstellung von dem elektrischen Eindruck geben, den ich hervorbrachte. Die ganze Stadt, die Bevölkerung der ganzen Provinz schwamm sozusagen auf den Wogen des Enthusiasmus! Das Volk hatte das Antlitz eines Mannes geschaut. Es hatte mich verstanden. Aber nicht nur das Volk, alle Klassen, die ganze Bourgeoisie war trunken vor Entzücken. Einige Details, die ich Ihnen in Köln erzählte, sind diesem Prozesse entnommen. Als wir in Düsseldorf ankamen, betäubten mich die Einwohner dieser Stadt fast mit ihren Zurufen. Sie spannten die Pferde der Equipage, in der ich mit der Gräfin saß, aus und zogen uns selbst. Obschon der Prozeß kein eigentlich politischer war, hatte das Volk wohl begriffen, daß es doch im tiefsten Sinne des Wortes ein solcher war, daß es die Auflehnung gegen die Unterdrückung war.

Ich war nicht nur freigesprochen, sondern hatte auch meinen Gegnern einen entscheidenden Schlag beigebracht. Dieser Tag verschaffte mir in der Rheinprovinz den Ruf eines Redners ohnegleichen und eines Mannes von

unbegrenzter Energie, und die Zeitungen trugen diesen Ruf durch die ganze Monarchie. Alle priesen mich als einen Menschen, der die Fähigkeit habe, allein gegen die ganze Welt anzukämpfen. Seit diesem Tage erkannte mich die demokratische Partei in der Rheinprovinz als einen ihrer Hauptführer an.

Die natürliche Folge davon war, daß ich drei Monate später aufs neue im Düsseldorfer Gefängnis saß, da ich aus Anlaß des Staatsstreiches in Berlin (November 1848) meinen ersten großen politischen Prozeß hatte, aus welchem ich nicht minder siegreich, mit nicht weniger Glanz hervorging. Ich werde Ihnen meine Rede aus diesem Prozesse geben, da diese gleichfalls gedruckt ist; sie wird Sie amüsieren.

Von neuem freigesprochen, hatte ich immer von neuem wieder politische Prozesse. Durch die Prozesse, welche ich gegen den Grafen für die Gräfin führte, fast erstickt, war ich andererseits auch durch die Prozesse und Verhaftungen, welche die Regierung gegen mich verhängte, gehemmt. Doch nichts war imstande, mich aufzuhalten. Mit einer Hand gegen die Regierung, mit der anderen gegen den Grafen kämpfend, war ich überall. Ich führte die Prozesse gegen den Grafen ohne Unterbrechung, sogar aus dem Gefängnisse. Selbst auf seiten meiner Feinde erfuhr ich Erfolge, die geradezu unerklärlich sind. Während ich in Düsseldorf im Gefängnisse saß, erhielt ich von der dortigen Regierung, meinen ärgsten politischen Todfeinden, die Erlaubnis, jedesmal das Gefängnis verlassen zu dürfen, um in dem Scheidungsprozeß der Gräfin zu plädieren, eine vollständig gesetzwidrige Erlaubnis, die man nichtsdestoweniger mir gab, mir, den

man auf alle mögliche Art und Weise verfolgte. Dies geschah wohl deshalb, weil meine Haltung, die Haltung eines Mannes, der stark durch sein Recht und auf seine Kraft vertrauend, ganz allein gegen die ganze Welt ankämpfte, dieser unerschütterliche Wille, diese Frau um jeden Preis zu schützen, selbst meinen Feinden imponierte. Man fühlte nicht genügenden moralischen Mut, offen diesem eisernen Willen zu widerstreben, der hinlänglich bewiesen hatte, daß er vor keinem Opfer zurückschrecke, und meine Feinde hatten endlich mich achten gelernt, wie ich mehrfach die Beweise davon gehabt habe.

Nach 1848 trat in den Prozessen der Gräfin eine große Änderung ein. Vor der Revolution, in den Jahren 1846 und 1847, begegneten die Richter diesen Prozessen mit Sympathie, denn zu dieser Zeit hatten unsere Richter noch vielfach liberale Anwandlungen und eine Abneigung gegen den Adel. Aber mit der Revolution und Gegenrevolution von 1848 änderte sich dies alles mit einem Schlage. Der reaktionäre und antirevolutionäre Haß herrschte jetzt in unsern Tribunalen mit blinder Leidenschaftlichkeit. Und da man die Gräfin mit mir identifizierte, und ich der gehaßte Führer der Revolutionspartei in der Provinz war, so war dieser solidarische Haß Grund genug, daß die Gräfin alle ihre Prozesse verlor. Auch der Graf tat sein möglichstes.

Die Gräfin verlor also einen Prozeß nach dem andern. Es verging fast keine Woche, die uns nicht in dieser zahllosen Masse von Prozessen, die ich gegen den Grafen begonnen hatte, ungünstige, uns vernichtende Urteile brachte! Ich wurde fortwährend geschlagen!

Aber nun erkannte ich erst meine wahre Kraft. Nach jeder Niederlage erhob ich mich wieder, gefährlicher wie vorher. Immer neue, schrecklichere Angriffe fand ich heraus.

Als ich die feindlichen Richter sah, hatte ich beinahe selbst schon jede Hoffnung auf Sieg aufgegeben. Aber ich wollte wenigstens kämpfen, solange ich lebte, und nur sterbend nachgeben.

Was soll ich Ihnen sagen? Nach vielen langen Jahren, nach unsagbaren Leiden, war ich endlich — im August 1854 — dahin gelangt, dieses Ungeheuer von einem Menschen, diesen Starrkopf vollständig zu besiegen. Endlich hatte ich diesen vornehmen Herrn gebrochen! Endlich hielt ich ihn unter meinen Füßen! Ich diktierte ihm den Frieden nicht nur unter für ihn erniedrigenden, sondern geradezu entehrenden Bedingungen. Ich hatte endlich diese Frau aus seiner Gewalt befreit und ihn gezwungen, ihr ein sehr großes Vermögen abzutreten.

Hiermit hat die Gräfin kein großes Glück gehabt. Sie verlor einen großen Teil ihres Vermögens in der Krisis von 1857, einen andern großen Teil übergab sie ihrem Sohn Paul, der jetzt in Paris lebt. Dessenungeachtet hat sie noch ein sehr großes und unabhängiges Vermögen behalten.

Nachdem ich den Grafen gezwungen hatte, sich zu unterwerfen, erlebte ich noch die Genugtuung, zu sehen, wie nun auch die Verwandten der Gräfin kamen, um Frieden mit ihr zu schließen. Nachdem sie triumphiert hatte, bot ihr nun auch die Familie, die sie zur Zeit der Gefahr im Stich gelassen hatte, ihre Hilfe an.

Es war im Auguſt 1854, als dieſer Kampf ſiegreich beendet wurde.

Drei Jahre ſpäter, in Berlin im Jahre 1857, zwang ich durch die Veröffentlichung meines „Herakleitos“ unſere großen Gelehrten, die Humboldt und die Böckh, mich mit offenen Armen als ihresgleichen aufzunehmen.

Im Jahre 1858 ſchrieb ich die Tragödie und 1859 die Broſchüre, die ich Ihnen gegeben habe.

Im Jahre 1860 machte ich — o ſüße und angenehme Erinnerung — in Aachen die Bekanntſchaft von Sophie Adrianowna.

Dies ſind die wichtigſten Ereigniſſe meines Lebens!

Jetzt, Sophie, will ich Ihnen noch einige Worte ſagen in bezug auf die Gräfin. Sie haben geſehen, daß ich viel für dieſe Frau gekämpft habe. Jeder Kampf war mir immer angenehm, wenn es ſich um ſie handelte, und durch jeden Kampf, den ich für ſie hatte, wurde ſie mir immer teurer.

Ich liebe ſie auch mit der Liebe des zärtlichſten Sohnes, der je exiſtiert hat; ich liebe ſie wie eine Mutter, nein! ich liebe ſie noch dreimal mehr als meine zärtlich geliebte Mutter. Das kommt daher, weil ſie mir weit näherſteht durch Seelenhöhe und Gefühlsgröße, die ich noch bei niemand ſonſt gefunden habe, außer bei Ihnen. Ja, Sie ſind die einzige Frau, die ich bis jetzt kennengelernt habe, die ihr darin gleicht. Ja, Sie gleichen ihr ſehr! Sie ſind aus demſelben Holze, von derſelben Geiſtesrichtung, von demſelben Enthuſiasmus für alles, was es Hohes und Edles gibt. Welches Glück für mich, denſelben Typus für Mutter und Frau gefunden zu haben.

Ich liebe sie, wie ich Ihnen schon sagte, mit der Liebe eines Sohnes; ich liebe sie wie eine treue Waffengefährtin, die mit mir zehn Jahre des Kampfes und der Gefahren geteilt hat.

Ich liebe sie endlich mit philosophischer Liebe, d. h. ich liebe sie als den schönsten Typus des Menschengeschlechts, als den Typus der leidenden Menschheit, wie Christus in meinen Augen für die Sünde der Menschheit gekreuzigt worden ist, und den ich durch die Kraft meines Willens dem Kreuze wieder entrissen habe. Und glauben Sie mir, jeder Mann, der sie so leidend, ihre Leiden so edel und staunenswert tragen gesehen, wie ich sie sah im Lauf so vieler Jahre, würde sie ebenso lieben und verehren wie ich, und wenn dieser Mann ein Herz von Eisen gehabt hätte.

Ich würde also mich nie glücklich fühlen, wenn ich sie nicht auch glücklich, zufrieden und froh sehen könnte.

Das ist die Art meiner Gesinnung in bezug auf sie. Selbst wenn dies nicht meine Gefühlsweise wäre, so würde es doch meine Pflicht sein, mich zu solchen Gefühlen zu zwingen; denn vergessen wir nicht, daß diese Frau 1846 ihr Schicksal in meine Hände gelegt hatte, und ich halte mich für immer verantwortlich für ihre Zufriedenheit und für ihr Glück. Sie hat ihr Schicksal in meine Hand gelegt; und zwar nicht heute, wo ich einen begründeten Ruf habe, sondern damals, als ich ein junger Mensch von zwanzig Jahren, zwar talentvoll, aber anscheinend machtlos und unbekannt in der Welt war.

Schande dem Menschen, der je ein solches Vertrauen vergessen könnte.

Es gibt Verhältnisse, Sophie, in denen ich eher meine Eingeweide verschlingen würde, als daß ich jemand betrügen könnte, der mir gesagt hat: „Ich glaube an dich!"

Überdies habe ich ihr sehr viel zu danken, denn sie hat mich viel besser gemacht, als ich war. Ich kann wohl sagen, daß ich ein ausgezeichnetes und warmes Herz hatte, aber ich hatte auch die Laster der Kraft. Ich hatte in mir wilde Instinkte, einen fürchterlichen Zorn, eine grenzenlose Leidenschaftlichkeit; ich konnte grausam hart sein und ohne Mitleid. Sie hat mir alles dies abgewöhnt. Sie hat in mir die guten Instinkte entwickelt und die anderen unterdrückt. Wenn ich jetzt so bin, daß Sie mit mir glücklich werden könnten, so ist das ihr Werk.

Und also, Sophie, weil ich die Gräfin wie ein Sohn liebe, werden Sie, wenn Sie mich zum Manne nehmen, sie auch lieben müssen, wie eine wirkliche Mutter, mit der wahren Zärtlichkeit einer Tochter. Wenn nicht, so würde ich nicht glücklich sein.

Aber andererseits, wenn Sie gut gegen sie sein werden, wird sie Sie in kurzer Zeit mehr lieben wie mich! Sie wird Sie wie eine Tochter lieben, ebenso zärtlich, wie sie immer ihre eigenen Kinder geliebt hat.

Ich hoffe sie bestimmen zu können, bei uns zu wohnen, um alle drei glücklich und vereint zu leben.

Da sie außerordentlich zartfühlend ist, so wird sie das vielleicht nicht wollen, ohne zu wissen, ob Sie sie lieben werden, aber ich werde mich für Sie verbürgen und hoffe ihr dies Versprechen abzuringen.

Jetzt, Sophie, habe ich alles gesagt, was ich zu sagen hatte.

Noch eins habe ich hinzuzufügen. Ich werde Sie nicht heiraten ohne die Einwilligung und ohne die Liebe Ihres Vaters. Unheil dem Manne, der es wagen könnte, ein solches Band, wie es zwischen Ihnen und Ihrem Vater existiert, zu zerreißen. Ich sage nicht, daß ich nicht auch die Einwilligung Ihrer Mutter, die ich nicht die Ehre habe zu kennen, brauche.

Ich gebe Ihnen das Recht, diesen Brief, wenn Sie es wollen, Ihrem Vater zu übersetzen.

Und jetzt, wenn Sie nach allem, was ich Ihnen gesagt habe, sich entschließen, meine Frau zu werden, was würden Sie für alle Ihre Opfer eintauschen?

Nichts als zwei Dinge! Einen Mann und ein Herz!

Aber auch einen Mann in wahrem Sinne des Wortes, und ein Herz, das, wenn es sich einmal gibt, sich auch für die Ewigkeit gibt!

Und Sophie, brauche ich es noch hinzuzufügen? Wie Ihre Entscheidung auch ausfallen möge — ich kann nur mit Zittern daran denken —, ich werde nie aufhören, Sie und Ihr Andenken zu segnen! Ich werde nie aufhören, Ihnen der treueste und ergebenste Freund zu sein! Ich werde Sie noch segnen mit Tränen in den Augen.

Lassalle

Fast wollte Sonja „ja" sagen. Da wurde sie plötzlich von einem Heimweh nach Rußland überrumpelt und begann zu zögern. Sie vertraut sich dem Vater an, der erwidert: „Beeile dich nicht!" Schlaflose Nächte, neuer Briefwechsel mit Lassalle, dann rasch ein Wiedersehen mit Lassalle in Berlin. Doch folgen wir wieder Sonjas Tagebuch:

Lassalle war an diesem Abend sehr interessant. Es schien mir, als ob die frühere Zeit, die Zeit unserer Freundschaft, zurückgekehrt sei. Es war mir wieder leicht zumute in seiner Nähe, obschon Lassalle im allgemeinen in trüber Stimmung war; er sprach viel weniger und leiser als gewöhnlich; auch schwieg er öfters, nachdenkend, längere Zeit. An diesem Abend, wo fortwährend ein Schatten von wahrer Traurigkeit bei ihm durchblickte, ohne den geringsten theatralischen Effekt, zu dem er sonst häufig genug griff, schien er mir sehr sympathisch. Um so mehr, da er in bezug auf mich nur warme Freundschaft ausdrückte. Und gerade dies war mir am wohltuendsten. Er blieb lange bei uns sitzen und stand erst dann eilig auf und verabschiedete sich, als er merkte, daß mein Vater ermüdet war.

Am anderen Tage um zehn Uhr morgens kam er angefahren und nahm uns mit sich nach Hause. Er wohnte damals in einer schönen Straße, die ganz aus einer Reihe von Villen bestand, der Bellevuestraße. Seine Wohnung war eine Mischung des verfeinertsten Komforts und Dilettantismus mit strengem Gelehrtentum; die Verkörperung des letzteren war sein Kabinett. Ein nicht großes Zimmer mit einem großen Arbeitstisch, bedeckt von verschiedenen Papieren und Schreibutensilien, alles einfach, ernst und geschmackvoll. Am Tisch ein bequemer Arbeitsstuhl. Alle Wände des Zimmers bis zur Decke waren mit Regalen bedeckt, die mit Büchern, teuren Folianten, altertümlichen Papyrus, Atlanten und dergleichen vollgepfropft waren. Hier hing auch ein nicht

großes schönes Porträt der Gräfin Hatzfeldt, aus ihren Jugendjahren. Hinter diesem Kabinett befand sich ein in orientalischem Geschmacke dekoriertes Zimmer mit niedrigen türkischen Diwans, die mit teuren orientalischen Seidenstoffen bedeckt waren, Etageren, Tischchen und Taburetts mit Inkrustationen und angefüllt mit Rauchutensilien; luxuriöse Nargilehs, teure türkische Pfeifenrohre mit enormen Bernsteinspitzen. Aus diesem Zimmer war ein Ausgang in einen kleinen Wintergarten, der mit schönen Pflanzen angefüllt war. Der Salon, zugleich auch Speisezimmer, war mit guten Bildern und seltenen Stichen geschmückt. Mehrere bekannte Statuen in Lebensgröße, unter ihnen die sehr gut ausgeführte Kopie der Venus von Milo. Hier stand auch ein prachtvoller Flügel. Ein nach ausländischen Begriffen ziemlich großes Gesellschaftszimmer ging mit den Fenstern nach der Straße und war mit den teuersten Teppichen versehen, mit schweren samtenen Drapierungen, mit den luxuriösesten Möbeln, einer Menge von großen Spiegeln, Bronzen, großen japanischen und chinesischen Vasen. Dieses Gesellschaftszimmer gefiel mir nicht, es war zu bunt und zu sehr auf den Effekt berechnet.

Lassalle nahm uns wie Verwandte auf; bald kam sein Vater. Letzterer war eine schöne, offene Persönlichkeit; der Typus eines sehr kräftigen und gesunden Alten, von nicht großem Wuchse, mit ganz grauem, dichtem Haar. Er blickte mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit mit seinen blauen Augen auf den Sohn. Man sah es, daß er seinen Sohn zu würdigen wußte und stolz auf ihn war. Diese ehrliche, gute Physiognomie voll

Verstand machte einen sehr angenehmen Eindruck und flößte Zutrauen ein. Die Liebe zum Sohne sprach aus dem ganzen Wesen des Alten. Ich erinnere mich einer charakteristischen Phrase aus dem Gespräche des Vaters mit dem Sohne:

„Vater! Was hast du heute zu tun?" fragte Lassalle bald nach dessen Ankunft.

„Bloß dich zu lieben, mein Kind!" antwortete heiter der Alte, indem er die Hand auf die Schulter des Sohnes legte.

„Nun, das ist ausgezeichnet. Ich besorge eine Loge im Theater. Heute wird ‚Lohengrin' von Wagner gegeben, er wird selbst das Orchester dirigieren."

„Ich eile, eine Loge zu holen, und werde bestimmt eine auftreiben."

Um zwölf Uhr berieten sich mein Vater und Lassalle lange mit Dr. Frerichs, der meinem Vater kein solches Vertrauen einflößte wie Walther. Darauf kam die Gräfin Hatzfeldt. Der alte Lassalle brachte die Billetts zur Loge und ging selbst, die Mutter Lassalles zum Mittagessen abzuholen. Die Mutter war das gerade Gegenteil von ihrem Manne. So kräftig, jugendlich, frisch und beweglich der Alte war, so gebrechlich, schwach und kraftlos war seine Frau. Ein kleines, krankes Mütterchen, ganz verschrumpft, ganz taub, blickte sie ebenso liebevoll mit ihren kleinen zusammengekniffenen und blöden Augen auf den Sohn wie auf den Vater. Nur mit den Augen folgte sie dem Gespräch und nickte gutmütig zustimmend mit dem Kopfe, lächelnd, als ob sie sagen wollte: Ich verstehe nichts von dem, was ihr alle da so fröhlich miteinander plaudert, aber ich freue mich,

daß ihr vergnügt seid. Zuweilen zupfte sie ihren Mann am Ärmel und verlangte, daß er ihr erklären solle, was um sie herum gesprochen würde. Und es war rührend zu sehen, wie der Alte versuchte, ihr das zu verdeutlichen, wovon die Rede war, ordentlich wie eine gute Wärterin einem kleinen Kinde. Überhaupt ging er sehr zärtlich und liebevoll mit ihr um; man sah, daß ihm dies vollständig zur Gewohnheit geworden war. Die Hände zitterten ihr vor Schwäche — er schnitt ihr das Essen vor. Sie hatte eine lange und schwere Krankheit durchgemacht, deren Folge eine vollständige Schwäche des Organismus war. Ungeachtet dessen glänzte in ihren Augen der Ausdruck vollkommenen Glücks und der Liebe zu den zwei Wesen, die bei Tische zu ihren beiden Seiten saßen. Hätte man wohl, wenn man dieses alte Mütterchen ansah, sich vorstellen können, daß dieses schwache, gebrochene Geschöpf, welches so hilflos wie ein Kind war, sowohl den angebeteten Mann wie auch den Sohn ins Grab legen würde! Es geschah indes also: sie überlebte Mann und Sohn.

Die Gräfin war sehr liebenswürdig. Ihre immer verständige und sympathische Unterhaltung belebte unsern kleinen Kreis sehr; in ihrer Nähe konnte es nie uninteressant sein.

Nach dem Mittagessen begaben wir uns zur Gräfin, in ihre kleine und sehr einfache Wohnung, deren Hauptschmuck eine Büste Lassalles in natürlicher Größe war, aus einem etwa zehn Jahre jüngern Lebensalter als das, wo wir miteinander bekannt wurden. Diese Büste stand am auffallendsten Platz, und es war sehr interessant, danebenstehend auch das Original zu sehen.

Direkt von der Gräfin aus fuhren wir vier ins Theater. Nach den Petersburger und anderen europäischen Theatern kam mir das Berliner Opernhaus düster, schlecht beleuchtet vor. Bald fesselte die Musik unsere ganze Aufmerksamkeit. Das Orchester machte seine Sache ausgezeichnet. Wagner, der es dirigierte, schien ihm seine Seele einzuhauchen. Lassalle, der uns vorher mit dem Inhalte dieser Oper bekanntgemacht hatte, rezitierte während der ganzen Oper, hinter mir sitzend, das Libretto auswendig, mit einem solchen Eifer, daß es schwer war, zu entscheiden, was besser war, seine Deklamation oder das Spiel der Künstler auf der Bühne. Lassalle hatte eine merkwürdig ausgebildete Intonation der Stimme und Übergänge von der leidenschaftlichsten, energischsten Redeweise bis zum zartesten Ausdruck, er konnte dadurch den stärksten und frappantesten Eindruck hervorbringen. Seine Rede zeichnete sich durch die Abwesenheit jeglicher Monotonie aus. Niemals noch hörte ich eine Oper mit solchem Eifer, niemals verstand ich eine besser, bis in die geringsten Schattierungen. Lassalle schien von der Oper ganz hingerissen. In den Zwischenakten sprach er von der Idee, die darin durchgeführt sei, von den Gefühlen, die sie hervorruft. Wie ein unaufhaltsamer Strom floß seine begeisterte Rede dahin, seine Augen glänzten, und es schien, als ob er nicht spräche, sondern sänge, wie ein nordischer Barde. Dieser Abend im Theater und das darauffolgende Gespräch rissen mich hin und bezauberten mich. Dies war der Moment, in welchem ich von Lassalle am meisten gefesselt war. Ich dachte, heute gäbe ich ihm meine Einwilligung.

Am anderen Tage besuchte er uns sehr früh, wir hatten kaum unser Frühstück beendet. Er trat marmorbleich herein. Kaum nahm er sich die Zeit, uns zu begrüßen, als er mich zum Fenster zog und auf das lebhafteste und ausdrücklichste meine sofortige Einwilligung zu erzwingen suchte. Er sprach erst leidenschaftlich, dann zärtlich, seine Stimme vibrierte, als er beteuerte, daß er ohne mich nicht leben könne. Seine Hitze und Energie schreckten mich und brachten eine vollständige Reaktion in meinen Gefühlen hervor; meine Hände fielen kraftlos herab, ich wurde ganz kalt; der Eindruck des vergangenen Abends und der Nacht waren vollständig verschwunden.

Mein Held, mein Lehrer hatte sich in einen gewöhnlichen Sterblichen verwandelt, der eigensinnig von mir das Gefühl begehrte, welches ich für ihn nicht besaß. In diesem Moment wurde es mir vollständig klar.

„Lassalle, ich liebe Sie nicht, ich liebe Sie gar nicht; enden wir. Sie tun mir leid, aber ich kann nichts anderes für Sie fühlen als Freundschaft.“ Und die Tränen traten mir in die Augen.

„Es ist nicht wahr,“ schrie er auf. „Heiraten Sie mich, und Sie werden mich liebgewinnen, Sie werden sehen, daß Sie mich lieben werden.“

„Es ist unmöglich! Täuschen Sie sich nicht unnütz!“

„Ich will das nicht hören! Jetzt will ich Ihre Antwort nicht. Sie werden daheim, in Rußland, sich nach mir sehnen; ich nehme hier Ihre Abweisung nicht an.“

Er konnte nicht enden. Zu meinem Vater kam der Botaniker Pritzel, und wir fuhren alle zusammen in die

Umgegend von Berlin, um deſſen pflanzliche Seltenheiten zu beſehen, die meinen Vater ſehr intereſſierten. Pritzel, ein Freund Laſſalles, iſt ein ſehr angenehmer und ſympathiſcher Menſch, er gefiel uns ſehr. Wir kehrten ſpät zurück, direkt zum Mittageſſen bei Laſſalle, der in der freien Luft wieder zu ſich gekommen war und ſich vollkommen beherrſchte. Wir trafen bei ihm die Gräfin, den berühmten Pianiſten Bülow und den Dichter Scherenberg. Nach der Verſicherung Laſſalles iſt dieſer Poet ein ehrlicher, prächtiger Menſch, ein eifriger Demokrat; mir kam er ſchwerfällig und ſchlaff vor, obſchon er gegen Ende des Mittags auftaute und einige Bruchſtücke ſeiner neuen Dichtung deklamierte. Bülow, damals ein eben erſt aufgehendes Licht, Schwiegerſohn Liſzts, war klein, queckſilbern, hochmütig und ſchien von ſeiner Wichtigkeit aufgebläht; anfangs gefiel er uns nicht, aber bald unterlag er dem wohltuenden Einfluſſe des einfachen Laſſalleſchen Kreiſes, wurde mitteilſam, und ohne die letzte Speiſe zu beenden, ſprang er auf und begann eine Kompoſition von Liſzt zu ſpielen, von der ich ſoeben mit ihm geſprochen hatte. Er ſpielte bis ſpät in den Abend hinein, und wir alle hörten ihm mit Vergnügen zu. Sein Spiel wurde häufig von der Unterhaltung unterbrochen, an der auch er lebhaften Anteil nahm. Dieſe drei Freunde Laſſalles trennten ſich auch von uns wie alte Freunde.

Mein Vater, ich und Laſſalle brachten die Gräfin nach Hauſe und fuhren dann in unſer Hotel.

Als die Gräfin ausgeſtiegen und wir drei allein im Wagen geblieben waren, wurden wir plötzlich ſtumm, wie auf Verabredung. Wir ſchwiegen hartnäckig. Es

schien, als ob jeder von uns fühlte: das war ein unangenehm verbrachter Tag, er ist vorbei, aber es schwelt doch außerdem noch etwas Schweres in der Luft, was begonnen ist und fortdauern muß. Und die Fortsetzung kam, als wir im Hotel ankamen und in unser Zimmer eingetreten waren. Lassalle nahm meinen Vater bei der Hand und fing an, ihm eifrig zu beweisen, daß ich ihn ganz bestimmt lieben müsse, daß ich mit ihm unendlich glücklich sein würde.

„Machen Sie, daß sie mich liebt," sagte er mit Tränen in den Augen, „geben Sie sie mir. Sie ist mir gewiß jetzt böse, weil ich unsere Verabredung gebrochen habe, und glaubt deshalb, daß sie mich nicht liebt, begreifen Sie doch, ich kann ohne sie nicht leben."

Er fiel meinem Vater um den Hals und begann laut zu schluchzen. Die Kräfte verließen mich; ich konnte diese Szene nicht länger aushalten. Ich begann auch zu weinen, streckte die Hand nach ihm aus, bat ihn um Verzeihung, daß ich ihn so lange gequält habe, daß ich es ihm nicht gleich gesagt habe, daß ich ihn nicht liebe, daß ich selbst mir erst heute klar darüber geworden sei, und daß ohne volle, grenzenlose Liebe ich nie heiraten würde; daß ich nur den heiraten würde, den ich so lieben könnte, wie er mich liebt; daß, wenn ich einwilligte, seine Frau zu werden, ich ihn vollständig unglücklich machen würde.

Er beugte sich auf meine Hand und wiederholte mit Schluchzen, daß ich ihm meine letzte Antwort aus Rußland senden möchte. Alles das erschütterte mich so sehr, daß meine ganze unbegrenzte Freundschaft zu ihm wieder mit neuer Kraft zum Durchbruch kam, und in

meinem Herzen entstand ein neues Gefühl — das der liebenden Schwester. Ich legte ihm die Hand auf den Kopf und weinte leise; ich konnte nichts mehr sagen.

Mein Vater umarmte ihn auch mit Tränen in den Augen und sagte:

„Leben Sie wohl, Lassalle. Sie, als starker Mann, dürfen den Mut nicht verlieren. Zürnen sie ihr nicht, ich war Zeuge dessen, wie lange sie mit sich kämpfte, ehe sie Ihnen ihr letztes Wort sagte. Enden wir lieber. Leben Sie wohl! Morgen mit dem Frühzuge reisen wir. Nicht so wäre ich gern von Ihnen geschieden."

„Nein, nein! Entführen Sie sie nicht so unerwartet! Lieber morgen mit dem allerletzten Zuge. Bringen Sie noch einen Tag bei mir zu! Lassen Sie sie mich noch einmal in meinem Hause sehen."

„Wozu? Lassen Sie uns lieber jetzt scheiden," sagte mein Vater.

„Nein, ich gehe nicht fort, bevor Sie mir nicht das Wort geben, daß Sie meine Bitte erfüllen. Das ist ja eine solche Kleinigkeit, bin ich denn das nicht einmal wert? Auf Ihr Wort baue ich, und wenn Sie es mir nicht geben, werde ich die ganze Nacht vor Ihrer Schwelle liegen bleiben!"

Wir mußten nachgeben und noch einen Tag länger in Berlin bleiben.

Es war ein trüber, regnerischer Tag; er harmonierte ganz mit unserer Geistesstimmung. Lassalle kam sehr früh und führte uns zu sich nach Hause. Die Mutter Lassalles konnte nicht zu Mittag kommen, und der alte Herr blieb natürlich bei ihr. Ich war während der ganzen

Zeit so traurig, mir war so unbehaglich, mein Herz zog sich so schmerzhaft zusammen, daß ich krankzuwerden und dadurch unsere Rückreise nach Rußland zu verhindern fürchtete, wohin es mich, zermartert wie ich war, mit allen Kräften meiner Seele zog. Mein Vater begriff meinen Zustand und bedauerte, daß er dem Wunsche Lassalles nachgegeben hatte.

Lassalle war rührend zärtlich. Er wiederholte öfters, daß er nur von Rußland aus eine Entscheidung annehme; daß er hoffe, die Trennung von ihm würde meine Gefühle für ihn wachrufen. Ungeachtet meiner Bitte unter Tränen, mich nicht zu quälen, fiel er immer wieder in den früheren Ton seiner Erklärungen. Wir verbrachten den ganzen Morgen in seinem Kabinett. Unser aller Stimmung war so traurig, daß es den Anschein hatte, als ob eine Leiche im Hause sei.

Die traurige Stimmung wurde auf kurze Zeit durch die Erscheinung von Lassalles Schwager, dem Manne seiner einzigen Schwester, unterbrochen. Diese Figur repräsentierte den Typus des reichgewordenen Juden, den der Firnis der europäischen Zivilisation noch nicht berührt hat. Der Ausdruck seines Gesichts, seine Manieren waren grob und eckig. Seine modische, europäische Kleidung, die schwere goldene Kette und die Menge Ringe mit Edelsteinen konnten es nicht verbergen, daß er den Laden oder die Funktion als Agent erst unlängst verlassen haben müsse. Dieser Herr begann fast mit den ersten Worten über Lassalle herzufallen, über dessen politische und soziale Ideen, über seine Propaganda. Zwischen ihm und Lassalle begann ein origineller Streit. Er erhitzte sich fürchterlich und warf

Lassalle dessen reiche Einrichtung vor, indem er zu beweisen suchte, daß Lassalle sein ganzes Vermögen den Arbeitern überlassen und selbst in ihre Reihen treten müsse. Lassalle antwortete ruhig; verächtlich und ironisch ihn anblickend, sagte er, daß er dazu keine Notwendigkeit sähe, und daß dies eher ein schädliches Mittel sei; daß er eben an seinem Platze und vermittels seiner Umgebung mehr Nutzen bringen könne, und daß er hoffe, die Arbeiter würden es bald vollständig einsehen lernen, wie sehr ihre Arbeit von Leuten wie sein Schwager exploitiert werde. Ihr Streit dauerte noch eine Weile in dieser Weise fort, endlich empfahl sich Lassalles Schwager sehr trocken, wahrscheinlich weil er bemerkt hatte, auf wessen Seite unsere Sympathie war, eilte er aus dem Kabinett, ohne sich von Lassalle zu verabschieden, und fuhr davon.

„Ist er wirklich fortgefahren?" fragte ich Lassalle, „und wird er nicht wieder zu Ihnen kommen?"

„Er wird schon wiederkommen, solche Leute kommen immer wieder, obschon er mich gründlich haßt."

Bei dieser Gelegenheit erzählte uns Lassalle von ihm folgenden Vorfall.

Der Schwager Lassalles hatte die Gasbeleuchtung Prags übernommen und zog dorthin. Er richtete sein Haus luxuriös und elegant ein, um empfangen zu können, und haschte nach Popularität unter der Prager Geburts- und Finanzaristokratie. Es gelang ihm, indem er sorgfältig seine jüdische Abstammung verheimlichte, in die höheren administrativen Kreise Prags einzudringen. Einst gab er ein Festdiner, an dem die ganze Prager vornehme Welt teilnahm. Zu diesem Diner

kam zufällig der alte Lassalle. Tochter und Schwiegersohn nahmen ihn kurz vor Tisch ins Gebet, damit er sich ja nicht verplaudere, daß sie Juden seien. Den Alten empörte das, aber er schwieg.

Als alle sich an den Tisch gesetzt hatten, bat der alte Lassalle um Aufmerksamkeit, und als alles still war, fragte er laut, ob auch die Anwesenden wüßten, daß sie an dem Tische eines Juden säßen. „Ich halte es für meine Pflicht, mitzuteilen, daß ich ein Jude bin, daß meine Tochter eine Jüdin ist und daß mein Schwiegersohn ein Jude ist! Ich wünsche nicht durch einen Betrug die Ehre zu erkaufen, mit Ihnen zu speisen." Begreiflich antworteten die gebildeten Leute mit voller Liebenswürdigkeit und ließen Lassalle hochleben. Der Schwiegersohn aber war in die äußerste Verlegenheit gebracht und konnte dem Alten diesen Einfall nie vergessen.

Zu unserm Mittagessen kam nur die Gräfin; auch sie war wie trübsinnig und schweigsam, obschon sie sich mit großer Zärtlichkeit an mich wandte. Es schien mir, als ob sie mich verstünde.

Mir war unbeschreiblich schwer zumute, und obschon Zweifel in bezug auf die Art meiner Gefühle für Lassalle in mir nicht mehr aufstiegen, wollte ich doch, im Hinblick auf die heiße, unbegrenzte Liebe, welche sich in jeder Bewegung, in jedem Blicke kundtat, mich in eine Stimmung versetzen, in der ich die Möglichkeit hätte, selbstlos seine Liebe zu erwidern. Und je mehr ich mich selbst überzeugen wollte, daß das möglich sei, um so trübsinniger und zurückhaltender wurde ich gegen meinen Willen.

Nach dem Mittagsmahle verabschiedeten wir uns von der Gräfin und fuhren ins Hotel, um uns zur Abreise vorzubereiten. Lassalle folgte und verließ uns nicht mehr, bis der Zug, mit dem wir reisten, sich in Bewegung setzte. Es verging keine Viertelstunde, daß er mir nicht wiederholte: „Ich erwarte Ihre Antwort aus Rußland, beeilen Sie sich nicht, prüfen Sie sich ordentlich!" Auf ihn, den Traurigen, Gramerfüllten hinblickend, gab ich ihm das Wort, daß ich seinen Wunsch erfüllen wolle. Im Wartesaal, wo wir in Erwartung des Abganges uns hingesetzt hatten, war Lassalle in nervöser, fieberhafter Aufregung; er saß neben mir, konnte aber nicht sprechen; schweigend schaute er mir in die Augen, und wenn er den Versuch machen wollte, zu sprechen, verwandelten sich seine Worte in dumpfe Töne ohne Zusammenhang und in unterdrückte Seufzer. Ich konnte nicht ohne Tränen auf ihn blicken, meine Kehle war wie zugeschnürt, ich war in einem der Ohnmacht nahen Zustande, bemühte mich aber nach Kräften, diesen Zustand zu verbergen, um in ihm keine falschen Hoffnungen zu erwecken. Ich dachte immer, wie schön es wäre, wenn wir, wie früher, als Freunde scheiden könnten.

Nachdem er uns in den Waggon placiert hatte, stand er, die Hände auf der Brust gekreuzt und mit dem Rücken an eine eiserne Säule gelehnt, so trübsinnig und blaß, daß dieser Anblick, wie ich ihn das letztemal sah, auf ewig sich in mein Gedächtnis eingeprägt hat. Als unser Zug sich in Bewegung setzte, stürzte er ihm plötzlich nach, blieb aber sofort wieder stehen, winkte mit der Hand, schwankte und lehnte sich wieder an die Säule. Der Zug flog dahin, und er war nicht mehr zu sehen.

Die Krankheit des Vaters zwang zur Heimreise. Dort in Rußland war Sonja bald mit sich selbst im klaren. Von dort aus schrieb sie ihre Antwort an Lassalle.

Sonjas „Nein"

Edler und werter Freund!

Sie können nicht glauben, was ich alles gelitten habe in diesen zwei Monaten, während der Kampf in mir tobte, und was ich noch jetzt leide, indem ich Ihnen selbst auch eine peinliche Empfindung verursache, denn ich muß Ihnen sagen „Nein".

Mein Herz füllt sich mit Tränen bei diesem Wort, aber wie kann ich anders handeln? Ich habe so lange gezögert, Ihnen diese entscheidende Antwort zu geben, weil ich mein Herz völlig ergründen und ganz sicher sein wollte, daß meine Zuneigung zu Ihnen nur begründet sei in der wahrsten und begeistertsten Bewunderung und Achtung, welche Sie allen denen einflößen, die Sie kennen. Ich versichere Sie, Lassalle, daß wenn ich mich nur von meiner Vernunft leiten ließe, ich nicht einen Augenblick zögern würde, Sie zu heiraten; aber was kann ich mit diesem Herzen tun, das zwar unbezähmbar, aber doch Herr meines Lebens und aller meiner Handlungen ist? Ich versichere Sie, daß ich hierbei mehr an Ihr Glück denke als an das meinige.

Nur eins verlange ich von Ihnen: sagen Sie mir, daß Sie die Freundschaft annehmen, die ich Ihnen anbiete, und die ich bewahren werde, solange ich lebe. Es wäre zu peinlich für mich, Sie nicht immer als meinen

Freund betrachten zu dürfen. Sie wissen, daß ich den Ernst und den Wert einer wirklichen Freundschaft verstehe, und ich frage Sie offen und ernst, aus tiefstem Herzensgrunde, ob Sie mein Freund bleiben wollen.

Wie auch Ihre Antwort ausfallen möge, sie wird nie die schwesterliche Zuneigung verringern oder ändern können, welche ich nie aufhören werde, Ihnen zu bewahren.

Ihre ergebene
S. S.

Lassalle antwortete noch, er habe diese Antwort schon in Berlin vorausgesehen. Es blieb ein dünnes bißchen Freundschaft und Verständigung übrig, das Sonjas Stolz jedoch bald verwarf. Im Frühjahr 1863 flackert der Briefwechsel wieder auf. Noch eine freundschaftliche Regung im Herbst 1863. Auch da spricht Lassalle von dem „Fieber, das ihn verzehrt". In diesem letzten, erhaltenen Brief an Sonja S. heißt es: „Schließlich, eines jeden persönlichen Glückes beraubt, strebe ich wenigstens soviel als möglich danach, daß mein Dasein den Acker bilde, aus dem das Gemeinwohl der Zukunft erstehe."

Gegen die Presse

Rede Lassalles, gehalten in den Versammlungen des Allgemeinen Deutschen Theatervereins in Barmen, Solingen und Düsseldorf am 20., 27. und 28. September 1863.

Ich kann Euch hier nicht die Geschichte der europäischen Presse geben. Genug, einst war sie wirklich der Vorkämpfer für die geistigen Interessen in Politik, Kunst und Wissenschaft, der Bildner, Lehrer und geistige Erzieher des großen Publikums. Sie stritt für Ideen und suchte zu diesen die große Masse emporzuheben. Allmählich aber begann die Gewohnheit der bezahlten Anzeigen, der sogenannten Annoncen oder Inserate, die lange gar keinen, dann einen sehr beschränkten Raum auf der letzten Seite der Zeitungen gefunden hatten, eine tiefe Umwandlung in dem Wesen derselben hervorzubringen. Es zeigte sich, daß diese Annoncen ein sehr ergiebiges Mittel seien, um Reichtümer zusammenzuschlagen, um immense jährliche Revenüen aus den Zeitungen zu schöpfen. Von Stund' an wurde eine Zeitung eine äußerst lukrative Spekulation für einen kapitalbegabten oder auch für einen kapitalhungrigen Verleger. Aber um viele Anzeigen zu erhalten, handelte es sich zuvörderst darum, möglichst viele Abonnenten zu bekommen, denn die Anzeigen strömen natürlich in Fülle nur solchen Blättern zu, die sich eines großen Abonnentenkreises erfreuen. Von Stund' an handelte

es sich also nicht mehr darum, für eine große Idee zu streiten und zu ihr langsam und allmählich das große Publikum hinaufzuheben, sondern umgekehrt, solchen Meinungen zu huldigen, welche, wie sie auch immer beschaffen sein mochten, der größten Anzahl von Zeitungskäufern (Abonnenten) genehm sind. Von Stund' an also wurden die Zeitungen, immer unter Beibehaltung des Scheins, Vorkämpfer für geistige Interessen zu sein, aus Bildnern und Lehrern des Volks zu schnöden Augendienern der geldbesitzenden und also abonnierenden Bourgeoisie und ihres Geschmackes, die einen Zeitungen gefesselt durch den Abonnentenkreis, den sie bereits haben, die anderen durch den, den sie zu erwerben hoffen, beide immer in Hinsicht auf den eigentlichen goldenen Boden des Geschäfts, die Inserate.

Von Stund' an wurden also die Zeitungen nicht nur zu einem ganz gemeinen, ordinären Geldgeschäfte, wie jedes andere auch, sondern zu einem viel schlimmeren, zu einem durch und durch heuchlerischen Geschäfte, welches unter dem Scheine des Kampfes für große Ideen und für das Wohl des Volks betrieben wird.

Habt Ihr einen Begriff von der depravierenden Wirkung, die diese täglich fortgesetzte Heuchelei, dieses Pfaffentum des 19. Jahrhunderts, allmählich auf Verleger und Zeitungsschreiber hervorbringen mußte?

Noch ganz andere Wirkungen aber mußten in einer Zeit erhitzter politischer Parteikämpfe eintreten. Von vornherein konnten natürlich die Zeitungen in diesem Kampfe nichts anderes vertreten als alle Vorurteile der besitzenden Klassen, unter denen ja bei weitem die meisten Abonnenten sind, die wieder die Inserate nach sich ziehen.

Aber das ist noch das wenigste. Eine noch weit verderblichere Konsequenz war folgende: Ein Schriftsteller von Ehre würde sich lieber die Faust abhacken, als das Gegenteil von dem sagen, was er denkt; ja sogar als, insofern er einmal schreibt, das nicht sagen, was er denkt. Kann er es schlechterdings nicht, und in keiner Wendung, ausdrücken, so zieht er sich lieber zurück und schreibt gar nicht. Bei den Zeitungen ist dies ausgeschlossen durch das lukrative Zeitungsgeschäft. Sie müssen forterscheinen, das Geschäft bringt es einmal so mit sich. Was also unsere Regierungen seit 1848 auch anfangen mochten, die Zeitungen waren von vornherein durch das Geschäft darauf angewiesen, jeden Kompromiß mit der Regierung zu schließen, ihr nur die Art von Opposition zu machen, welche die Regierung selbst noch wollte oder zuließ! Das Geschäft bringt es einmal so mit sich! Hieraus entsprangen seit 1848 eine Reihe der schimpflichsten Kompromisse unserer Blätter mit der Regierung. Dinge, die gar zu wunde Punkte für die Regierung bildeten, berührte man gar nicht; Dinge, welche man berührte, berührte man nur so weit, soweit die Regierung eine solche Berührung noch zu ertragen beliebte. Ja, man bezahlte unter Hinkeldey-Westfalen häufig von seiten der Presse heimlich eine Art Leute, welche vermöge ihrer Stellung den Zeitungen darüber berichten sollten, über welche Punkte und bis zu welcher Grenze die Regierung wohl eine Opposition ertragen würde oder nicht. O, Ihr werdet staunen, wenn der Augenblick gekommen sein wird, wo alle die Enthüllungen gemacht sein werden, welche die Geschichte eines Tages hierüber einzuregistrieren haben wird!

Aber damit noch immer nicht genug! Die ganze Reihe dieser persönlichen Konzessionen, welche die Zeitungsschreiber rein um ihres Geschäftes willen der Regierung machten, die Zeitungsschreiber konnten sie natürlich nicht als solche rein persönliche Konzessionen um des Geschäftes willen gemacht eingestehen, weil sonst die Verachtung des Volkes, der Verlust von Lesern, Abonnenten und Inseraten die unausbleibliche Folge gewesen wäre.

Blieb also nichts übrig, als diese rein geschäftlichen Konzessionen als ebenso viele neue Standpunkte des allgemeinen Geistes dem Volke vorzudemonstrieren und aufzudrängen, sie als Entwicklungen und heilsame Kompromisse des Volkslebens darzustellen und so den Volksgeist selbst bis auf den Grad zu entmannen und zu verwässern, welcher für die Fortsetzung des lukrativen Zeitungsgeschäftes erforderlich war! Daher jener Rückschritt des Volksgeistes in allen Gebieten des öffentlichen Lebens seit 1848, daher jene konterrevolutionäre Stimmung desselben, die man so lange künstlich großgezogen hat, daher jene Entmannung desselben, die 1858 in dem „Neuen-Ära-Schwindel" — gleichfalls einer Erfindung unserer liberalen Zeitungen und der „Berliner Volks-Zeitung" vor allen — wie in einem abschreckenden Aussatze zutage trat!

Zugleich könnt Ihr Euch selbst denken, welche entsittlichenden Folgen das geschilderte Verfahren täglich auf den Charakter der Zeitungsschreiber weiter hervorbringen mußte, welche frivole Verachtung gegen sich selbst, gegen alle ideellen Zwecke, gegen Leser und Volk, das sich jenen Humbug geduldig aufbinden ließ, jene tägliche

Gewohnheit der Selbsterniedrigung zur Folge haben mußte.

Wenn es also z. B. unserer Regierung einfiele, zu verordnen: keine Zeitung darf ferner erscheinen, welche nicht mit fingergroßen Buchstaben die Überschrift trägt: „Das Volk ist eine Kanaille," nun, so ist gar keinen Augenblick zu zweifeln — denn das Geschäft bringt es so mit sich! —, daß unsere liberalen Blätter erscheinen würden mit der fingergroßen Überschrift: „Das Volk ist eine Kanaille!" Und nicht nur das, sondern sie würden uns jetzt auch noch beweisen, daß das gerade der höchste Grad echter Überzeugungstreue und wahrer Liebe zum Volke sei, daß es der notwendige neue Kompromiß des öffentlichen Geistes sei, zu sagen: „Das Volk ist eine Kanaille!"

Wenn jemand Geld verdienen will, so mag er Kotton fabrizieren oder Tuche oder auf der Börse spielen. Aber daß man um schnöden Gewinstes willen alle Brunnen des Volksgeistes vergifte und dem Volke den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenze — — es ist das höchste Verbrechen, das ich fassen kann! (Lang anhaltendes, sich immer wieder erneuerndes Bravo!) Denkt Euch aber noch weiter die notwendige Rückwirkung, welche die geschilderte Arbeit der Zeitungen auf die Beschaffenheit der Zeitungsschreiber selbst ausüben muß. Ihr wißt, wie der Arbeiter die Arbeit, so bestimmt wieder in hohem Grade wechselwirkend die Arbeit die Beschaffenheit des Arbeiters. Das lukrative Annoncengeschäft hat den Zeitungseigentümern die Mittel gegeben, ein geistiges Proletariat, ein stehendes Heer von Zeitungsschreibern zu unterhalten, durch welches

sie konkurrierend ihren Betrieb zu vergrößern und ihre Annonceneinnahmen zu vermehren streben. Aber wer soll unter dieses Heer gehen, wer, der sich selber achtet, wer, der nur irgendwelche Befähigung zu reellen Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, des Gedankens oder des bürgerlichen Lebens in sich fühlt? Ihr, Proletarier, verkauft Euren Arbeitsherren doch nur Eure Zeit und materielle Arbeit. Jene aber verkaufen ihre Seele! Denn der Korrespondent muß schreiben, wie der Redakteur und Eigentümer will; der Redakteur und Eigentümer aber, was die Abonnenten wollen und die Regierung erlaubt! Wer aber, der ein Mann ist, würde sich zu einer solchen Prostitution des Geistes hergeben? Ferner bedenkt die zerrüttenden Folgen, welche diese metiermäßige Beschäftigung noch in anderer Hinsicht nach sich zieht. Ihr, Proletarier, verkauft Euch doch nur zu einem Geschäft, das Ihr kennt und versteht, jene aber, die geistigen Proletarier, müssen täglich lange Spalten füllen über tausend Dinge, über Politik, Recht, Ökonomie, Wissenschaft, über alle Fächer der Gesetzgebung, über diplomatische und geschichtliche Verhältnisse aller Völker. Ob man das Hinreichende, ob man das Geringste davon verstehe oder nicht — die Sache muß behandelt, die Zeitung gefüllt sein, das Geschäft bringt es so mit sich! Dazu der Mangel an Zeit, die Dinge näher zu studieren, in Quellen und Büchern nachzuforschen, ja selbst nur sich einigermaßen zu sammeln und nachzudenken. Der Artikel muß fertig sein, das Geschäft bringt es so mit sich! Alle Unwissenheit, alle Unbekanntschaft mit den Dingen, alles, alles muß möglichst versteckt werden unter der abgefeimten routinierten Phrase.

Daher kommt es, daß, wer heute mit einer halben Bildung in die Zeitungsschreiberkarriere eintritt, in zwei oder drei Jahren auch das Wenige noch verlernt hat, was er wußte, sich geistig und sittlich zugrundegerichtet hat und zu einem blasierten, ernstlosen, an nichts Großes mehr glaubenden, noch erstrebenden und nur auf die Macht der Clique schwörenden Menschen geworden ist!

Aus all diesen Ursachen ist es gekommen, daß sich alle tüchtigen Elemente, die sich früher an der Presse beteiligt haben, allmählich von derselben bis auf sehr vereinzelte Ausnahmen zurückgezogen haben und die Presse so zu einem Sammelpunkt aller Mittelmäßigkeiten, aller ruinierten Existenzen, aller Arbeitsscheuen und Nichtswisser geworden ist, die, zu keiner reellen Arbeit tüchtig, in der Presse immer noch eine müheloſere und auskömmlichere Existenz finden als irgend sonst.

Das sind diese modernen Landsknechte von der Feder, das geistige Proletariat, das stehende Heer der Zeitungsschreiber, das öffentliche Meinung macht und dem Volke tiefere Wunden geschlagen hat als das stehende Heer der Soldaten; denn dieses hält doch nur durch äußere Gewalt das Volk zu Boden, jenes bringt ihm die innere Fäulnis, vergiftet ihm Blut und Säfte! — Daher auch die Entfernung, in welcher sich bei uns alle Männer des wirklichen Wissens wie in heiliger Scheu von den Zeitungen halten. Ich habe eine ziemlich ausgebreitete Bekanntschaft unter den Gelehrten. Wie oft wurde mir nicht bei einer gelegentlichen Äußerung, ob man nicht über diesen oder jenen besonders wichtigen Gegenstand einen Artikel in irgendeine beliebige Zeitung liefern wolle, eine Antwort zuteil voll Staunen und

Verwunderung, als enthielte dies fast eine beleidigende Zumutung!

Ich habe auch in meinem Leben zwei bis drei Zeitungsschreiber näher kennengelernt, die in jeder Hinsicht eine rühmliche Ausnahme, ja einen vollständigen Gegensatz zu der eben gegebenen Schilderung bilden. Zwei derselben haben sich auch bereits aus dieser Karriere zurückgezogen; aber wie oft riefen sie nicht alle drei in schmerzlichem Ringen zu mir aus: Lieber Eisenbahnarbeiter sein als weiter in dieser Karriere zu verbleiben, die uns Geist und Seele zugrunderichtet!

Ich habe Euch gezeigt, daß das Verderben der Presse mit Notwendigkeit daraus hervorgegangen, daß sie unter dem Vorwand, geistige Interessen zu verfechten, durch das Annoncenwesen zu einer industriellen Geldspekulation wurde. Es handelt sich also einfach darum, diese beiden Dinge zu trennen, die ja auch nichts miteinander zu tun haben. Insofern die Presse geistige Interessen vertritt, ist sie dem Volksschulredner oder Kanzelprediger vergleichbar; insofern sie Annoncen bringt, ist sie der öffentliche Ausrufer, der öffentliche Trompeter, der mit hunderttausend Stimmen dem Publikum anzeigt, wo eine Uhrkette verloren, wo der beste Tabak, wo das Hoffsche Malzextrakt zu haben ist. Was hat der Prediger mit dem öffentlichen Trompeter zu tun, und ist es nicht eine Mißgeburt, beide Dinge miteinander zu verbinden?

In einem sozialdemokratischen Staate muß also ein Gesetz gegeben werden, welches jeder Zeitung verbietet, irgendeine Annonce zu bringen, und diese ausschließlich und allein den vom Staate oder von den Gemeinden publizierten Amtsblättern zuweist.

Von Stund' an hören die Zeitungen auf, eine lukrative Geldspekulation zu sein. Von Stund' an ziehen sich die spekulierenden Kapitalien von ihnen zurück. Von Stund' an verhungert das stehende Heer der Zeitungsschreiber oder wird Stiefelputzer; das ist seine Sache! Von Stund' an hört der Zeitungsschreiber von Metier auf und an seine Stelle tritt der Zeitungsschreiber von Beruf! Von Stund' an existieren nur solche Zeitungen und können nur solche Männer Zeitungen schreiben, welche ohne Rücksicht auf lukrative Bereicherung die Mission in sich fühlen, für die geistigen Interessen und das Wohl des Volkes zu kämpfen.

Wollt Ihr einen Beweis mehr für diese notwendige Wirkung jener Maßregel? Seht auf die Blätter, die im Lauf der jetzigen Bewegung auf unsere Seite getreten sind: der Nordstern, der Volksfreund, noch zwei bis drei andere Blätter. Es sind alles Blätter, welche keine Annoncen haben noch bringen, noch jemals zu bringen hoffen oder streben. Es sind daher auch Blätter, geschrieben von Männern, welche aus wirklichem Interesse an den geistigen Kämpfen und nicht um ihrer Bereicherung willen sich diesem Berufe widmen, von Männern, welche daher auch in jeder Hinsicht eine vollständige Ausnahme von der Schilderung bilden, die ich Euch vorhin entworfen.

Ebenso unangreiflich wäre aber auch der andere Teil jenes Gesetzes, welcher die Annoncen ausschließlich den, sei es vom Staate, sei es von den Gemeinden publizierten Amtsblättern überweist. Insofern die Blätter Annoncen bringen, stellen sie, wie bereits bemerkt, nur den öffentlichen Ausrufer dar. Es ist dies also eine

Funktion, die ebenso einfach und notwendig, wie etwa der Nachtwächterdienst, zu den Attributen des öffentlichen Wesens in seiner staatlichen oder städtischen Organisation gehört. Noch heute könnt Ihr etwa in kleinen schwäbischen Städten sehen, wie von einem Trompeter ausgeblasen oder von einem Gemeindebeamten ausgeschellt wird, was verloren, was gefunden usw. Auch trifft bei dieser Arbeit nicht einmal irgendeiner jener ohnehin meist sehr schlechten Gründe zu, die man gewöhnlich geltend macht, dem Staat oder den Gemeinden irgendeine produktive Arbeit zu entziehen. Es ist hierbei weder von Erfindung noch von einem besonderen individuellen Unternehmergeist die Rede, sondern nur von einer einfachen, vom Inserierenden bestellten mechanischen Tätigkeit, die ganz ebensogut zum Nutzen und im Auftrag eines Kapitalisten ausgeführt werden kann. Und es ist überhaupt nur in der heutigen Zeit, zu deren Grundsätzen es einmal gehört, daß alles Profitable der Profitwut einzelner Kapitalisten zur Ausbeutung anheimfallen muß, es ist nur in dieser Zeit zu begreifen, daß dieser öffentliche Ausruferdienst so lange dem Nutzen und Interesse einzelner Kapitalisten überlassen werden konnte. Durch diese vom Staate oder den Gemeinden publizierten Annoncenblätter würden ferner jährlich, viel zu niedrig veranschlagt, mindestens ein bis zwei Millionen gewonnen werden, um so mehr, als sich hier alle Betriebskosten sehr ermäßigen würden, als sich ferner diese Blätter keine Konkurrenz untereinander machen und in keiner noch so großen Gemeinde mehr als ein einziges Blatt erscheinen würde. Diese Millionen könnten also benützt werden, um ebenso viele Millionen

von jenen indirekten staatlichen oder städtischen Steuern zu streichen, die am meisten auf die ärmeren Klassen drücken, und die widrige Reklame der heutigen Zeit, das Hoffsche Malzextrakt und die Goldbergschen Rheumatismusketten hätten so mindestens ihre gemeinnützige Wirkung.

Das also ist die nach allen Seiten hin heilsame Maßregel, welche im sozialdemokratischen Staate eine totale Umwandlung der Presse in ihrem innersten Wesen hervorrufen würde. Ich habe sie Ihnen entwickelt, um beizeiten die Gemüter des Volks darüber zu verständigen. Verbreiten Sie das, was ich Ihnen hierüber gesagt, erheben Sie diese Maßregel zu einer Volkstradition. Akkreditieren Sie sie durch das tausendfältige Echo Ihrer Stimme, erheben Sie sie zu einer demokratischen Forderung ersten Ranges, damit nichts in späterer Zeit Ihrem Verständnis sich widersetze! Und bis dahin halten Sie so fest daran: der wahre Feind des Volkes, sein gefährlichster Feind, um so gefährlicher deshalb, weil er unter der Larve seines Freundes auftritt, das ist die heutige Presse!

Halten Sie fest, mit glühender Seele fest an dem Losungswort, das ich Ihnen zuschleudere: Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse! Es ist das eine kühne Losung, ausgegeben von einem Mann gegen das tausendarmige Institut der Zeitungen, mit welchem schon Könige vergeblich kämpften. Aber so wahr Sie leidenschaftlich und gierig an meinen Lippen hängen, und so wahr meine Seele in reinster Begeisterung erzittert, indem sie in die Ihrige überströmt, so wahr durchzuckt mich die Gewißheit: der Augenblick wird kommen, wo wir den Blitz werfen, der diese Presse in ewige Nacht begräbt!!!

Das letzte Kapitel

Im Frühling des Jahres 1862 hat Lassalle Helene von Doenniges, die Tochter des Historikers Wilhelm Doenniges, kennengelernt. Sie war mit einundzwanzig Jahren ein reifes, nicht ganz unerfahrenes Mädchen, und ihre blondrote Schönheit war eine auffallende. Die Bekanntschaft mit Lassalle wurde 1862 abgebrochen, weil in Berlin darüber zu viel geklatscht wurde. Der Rechtsanwalt Holthoff, ein durchdrungener Fortschrittsmann, dennoch Lassalles Freund, zugleich zu der Familie Doenniges in naher Beziehung stehend, hatte — so erzählt der freilich nicht unbedingt verläßliche Testamentsvollstrecker Lassalles, Bernhard Becker — zu Lassalle gesagt:

„Sie werden so viel beachtet und beobachtet, und man spricht so viel von Ihnen, daß ein Mädchen, dem Sie die Cour machen, notwendig ins Gerede kommen muß, was ich für Helenen nicht wünschen kann. Wollen Sie mir aber im voraus einen Heiratsantrag für sie machen, so will ich Sie bei der Familie einführen."

Hierauf habe Lassalle geantwortet: „Nein, lieber Holthoff, das tue ich nicht; ich kaufe keine Katze im Sack. Das Mädchen gefällt mir äußerlich sehr gut; wenn sie mir innerlich bei näherer Bekanntschaft ebenso gut gefällt, so würde ich mich dazu entschließen, sie zu heiraten. Ich kann Ihnen nur versprechen, daß ich nicht

im geringsten die Absicht habe, ein bloßes Verhältnis mit ihr anzuknüpfen, und daß ich, wenn sie mir zum Heiraten nicht gut genug gefällt, mich ganz ruhig zurückziehen werde."

Im Juli 1864 traf Lassalle Fräulein von Doenniges in Rigi-Kaltbad. Der Roman entwickelte sich im Schnellzugstempo zu einer Affäre, die Richard Wagner ungerecht und wegwerfend „eine Liebesgeschichte aus lauter Eitelkeit und falschem Pathos" genannt hat, er, der selbst so oft der Ichsucht und der Geschwollenheit bezichtigt worden ist. Hatte Sonja Sontzeff gezögert und nach langer Überlegung abgelehnt, so liegt von Helene von Doenniges ein klares Ja vor — in dem folgenden Briefe, in dem Helene übrigens auch ihre innere Schwäche, ihre Willenlosigkeit, zugibt:

Helenens „Ja"

Wabern, Dienstag abends, 26. Juli

Soll ich anfangen, Ihnen zu danken für Ihre lieben Zeilen, die ich im Moment erhielt, als ich die Schiffbrücke überschritt, oder zu sagen, wie lang und schwer mir der Weg von Kaltbad nach Waeggis geworden ist? Nein, Sie wissen beides, wissen, daß ich mich sehr über Ihr kurzes Erinnern freute, daß mir das Herz höher klopfte, als ich Ihre zarte Sorge für mich und meine Gesundheit las; und Sie wissen, daß ich verwöhnt war von dem so schön zurückgelegten Weg — gestern abends und heute früh, so verwöhnt, daß ich mich ungern in meine Einsamkeit fand. Daß ich Ihrem Wunsche nicht nachkommen konnte, lag nun natürlich daran, daß ich, wie Sie, mein Freund, sagen, willenlos wie ein Kind bin. Aber diesmal, Freund Satan, wird Ihnen das Kind beweisen, daß es seine teuflische Verwandtschaft

fühlt, daß Ihre dämoniſche Nähe endlich dahin gewirkt hat, daß die Natur aus ihrem Schlaf erwacht, und ein Tropfen Ihres ſataniſchen Blutes in ihre Adern gerollt iſt, ihr Kraft und Luſt zum Leben gebend. Als ich Sie verließ, und zum letzten Male Ihre Lippen meine Hand berührten, da ſagte ich mir, daß, ehe ich Waeggis verlaſſe, mein Entſchluß fürs Leben gefaßt ſein ſoll. Eh bien, c'est fait!

Und nun wiſſen Sie auch mit Ihrem ſchönen, herrlichen Geiſte und Ihrer ſo großartigen, mir ſo lieben Eitelkeit, wie mein Entſchluß lautet: Ich will und werde Ihr Weib ſein! – Sie ſagten mir geſtern abends: ‚Sagen Sie nur ein vernünftiges, ſelbſtändiges Ja — et je me charge du reste.' Gut, mein Ja iſt da — chargez vous donc du reste; nur mache ich mir ein paar ganz kleine Bedingungen, et les voilà. Ich will, denken Sie, das Kind ſagt, ich will — ich will alſo, daß wir alles verſuchen, was in unſeren Kräften ſteht, und in Ihren Kräften, mein ſchöner, ſataniſcher Freund, ſteht ja ſo ungeheuer viel — um auf eine anſtändige, vernünftige Weiſe zu unſerem Ziele zu gelangen; d. h. alſo, Sie kommen zu uns, wir verſuchen die Eltern ebenſo für Sie einzunehmen als — — und ſo ihre Einwilligung zu bekommen! Wo nicht, ſind und bleiben ſie unerbittlich, auch wenn wir alles getan haben, was wir tun konnten — eh bien alors tant pis! So bleibt noch immer Ägypten. Dies meine eine Bedingung. Und hier die zweite: Ich will und wünſche, daß dann die ganze Sache ſo raſch als möglich geht. Denn ich kann wohl den Nebel und den Regen von heute früh aushalten, ohne ſehr krank zu werden — aber noch viele

so aufregende Tage und ungewisse quälende Stimmungen, wie ich schon um dieser unsrer Sache wegen durchgemacht habe — das, mein Freund, halten meine Nerven nicht aus. — Aber zu dieser Eile habe ich noch einen Grund — ich will nicht, daß die ganze Welt uns bespricht und ihre Meinung sagt über eine Angelegenheit, die sie nichts angeht, und mich hierdurch einer Menge Szenen aussetzt, die ebensogut vermieden werden können. Einmal die Sache zu unserer Zufriedenheit beendet, mögen sie dann ihre Mäuler und Augen aufreißen, so groß sie wollen, dann habe ich Sie, Ferdinand, als Schutz und Stütze — et je ne me moque pas mal du reste du monde. — Ich weiß, daß die Hindernisse, die wir zu übersteigen haben, sehr, ja riesengroß sind, aber dafür haben wir auch ein großes Ziel, und Sie einen riesengroßen Geist, der mit Gottes Hilfe die Felsen zu Sand und Staub zermalmen wird — so daß selbst mein schwacher Atem ihn wegzublasen vermag. Mir bleibt von allem das schwerste Stück — ich muß mit kalter Hand ein treues Herz (Racowitza), das mir mit wahrer Liebe ergeben ist, töten, ich muß mit krassem Egoismus einen schönen Jugendtraum vernichten, der verwirklicht, das Glück, das Lebensglück eines edlen Menschen machen sollte. — Glauben Sie mir, das wird mir furchtbar schwer, aber ich will jetzt, und so will ich denn um Ihretwillen auch schlecht werden.

H. D.

Es gibt einen Brief von Lassalle an die Gräfin Hatzfeldt, der zwei Tage nach diesem klaren „Ja" Helenens geschrieben ist. Da ist Lassalles Himmel für kurze Zeit ganz wolkenlos, sonnig, froh. So menschlich-befreit klingt hier Lassalles Stimme, daß er auch die innere Freiheit findet, der Politik Adieu zu sagen.

Stille vor dem Sturm

In diesem Brief an die Gräfin Hatzfeldt vom 28. Juli 1864 heißt es:

Es war also gestern abend ein Viertel vor sieben Uhr, als ich, im emsigen Schreiben an Sie begriffen, zufällig den Blick gegen das Fenster kehre — und siehe da! alle Nebel und Wolken fallend und wie erfrierend, und die Berge sich mächtig und glanzvoll befreiend schaue. Es war nicht mehr möglich, zum Kulm zu gelangen, aber ich schloß den Brief in aller Eile und rannte auf das Kaenzli, fünfzehn Minuten von hier, von wo man, wenn auch nicht die Kulmer Aussicht, so doch immerhin eine überaus prächtige Aussicht hat, die ganze Kette von Tödi bis Gespaltenhorn, also Uri-Rotstock, Titlis, Weisstock, alle Berner Berge usw.

Selten habe ich die Berge so schön, selten einen so schönen Sonnenuntergang gesehen! Der Eiger war in leisem Glühen. Noch lange nach Sonnenuntergang konnte ich mich nicht von der Stätte losreißen! Und ebenso schön wieder heute früh. Alle Leiden sind wie fortgewischt — wie schnell vergißt doch der Mensch, was ihn beschwerte —, und ich bin lustig und voller Lebenskraft, als hätte ich nicht einen Augenblick, geschweige über zehn Tage im dichten Regen und undurchdringlichen kalten Nebel hier gesessen. Auch mit meinen furchtbaren Schreibereien für den Verein — ich habe gestern und heute Aktenstücke und Briefe von zusammen sechsundsiebzig kleingeschriebenen Seiten nach Berlin geschickt — bin ich endlich fertig und atme wieder frei auf!

Wie Sie mich doch mißverstehen, wenn Sie schreiben: „Können Sie sich nicht auf einige Zeit in Wissenschaft, Freundschaft und schöner Natur genügen?“ Sie meinen, ich müsse Politik haben.

Auch wie wenig Sie au fait in mir sind. Ich wünsche nichts sehnlicher, als die ganze Politik loszuwerden, um mich in Wissenschaft, Freundschaft und Natur zurückzuziehen. Ich bin der Politik müde und satt. Zwar ich würde so leidenschaftlich wie je für dieselbe entflammen, wenn ernste Ereignisse da wären, oder wenn ich die Macht hätte oder ein Mittel sähe, sie zu erobern — ein solches Mittel, das sich für mich schickt; denn ohne höchste Macht läßt sich nichts machen. Zum Kinderspiel aber bin ich zu alt und zu groß. Darum habe ich höchst ungern das Präsidium übernommen. Ich gab nur Ihnen nach. Darum drückt es mich jetzt gewaltig. Wenn ich es los wäre, jetzt wäre der Moment, wo ich entschlossen wäre, mit Ihnen nach Neapel zu ziehen! (Aber, wie es los werden?!)

Denn die Ereignisse werden sich, fürcht' ich, langsam, langsam entwickeln, und meine glühende Seele hat an diesen Kinderkrankheiten und chronischen Prozessen keinen Spaß. Politik heißt aktuelle, momentane Wirksamkeit. Alles andere kann man auch von der Wissenschaft aus besorgen.

In den ersten Augusttagen erfuhr Helene von ihren Eltern, daß sie die Verbindung mit Lassalle nicht wünschten und nicht zugäben. Sofort verständigt Helene durch ein heimliches Briefchen Lassalle, den sie „mein Glück und mein Schicksal“ nennt, von diesem Widerstand, und sie schreibt dazu: „Jedenfalls bleibe ich felsenfest.“ Ja,

sie kommt selbst in Lassalles Wohnung, und Lassalle, durchaus Kavalier, beruhigt das Mädchen, das sich verzweifelt auf sein Bett geworfen, und führt es, höchst ritterlich, in die Arme der suchenden Mutter zurück. (Er hat diese Stunde später mit anderen Augen gesehen...) Am nächsten Tag erscheinen zwei Bevollmächtigte der Familie Doenniges bei Lassalle, um ihn zu ersuchen, Genf zu verlassen und auf Helene zu verzichten. Die Nacht vom 3. zum 4. August verbringt Lassalle schlaflos. Am 4. August ruft er sich einen Helfer und Freund herbei, den demokratischen Oberst-Brigadier Rüstow.

Der erste Hilferuf

Rüstow!

Wenn Du je einen Funken Freundschaft für mich gefühlt hast, so setze Dich augenblicklich auf, ohne auch nur den nächsten Zug zu versäumen, und eile hierher zu mir nach Genf. Es handelt sich um einen rein persönlichen Dienst, aber um Leben und Tod. Zum ersten Male in meinem Leben brauche ich, der ich so vielen geholfen habe, andere. Möge nicht der erste, an den ich mich wende, mir den Rücken kehren! Rücken kehren — das heißt hier auch nur der kleinste Aufschub! Sage auch Frau Emma (Herwegh), daß sie sich bereit hält, im Augenblick, wo sie eine telegraphische Depesche empfängt, hierher abzureisen. Sehr möglich, daß wir sie brauchen!

In fliegender Eile

Dein

F. Lassalle

Seine Korrektheit hat er bald heraus. Das beweist der folgende Brief an die mütterliche Freundin, an die Gräfin Hatzfeldt.

Genf, 4. August

Ich kann nicht anders, obgleich ich seit vierundzwanzig Stunden dagegen ankämpfe, aber ich muß mich ausweinen an der Brust meines besten und einzigen Freundes. Ich bin so unglücklich, daß ich weine, seit fünfzehn Jahren zum ersten Male! Was mich dabei noch zermartert, ist das Verbrechen meiner Dummheit! Wie konnte ich so beschränkt sein, auf Helenens Wunsch nicht einzugehen, sie ihren Eltern zurückzuliefern und loyal um sie zu werben! Ich hätte den Besitzstand benützen und mit ihr entfliehen sollen! Jetzt ist das Unglück da! Sie ist unter vollständiger Sequestration und furchtbarster Mißhandlung. Ich weiß noch nicht, wie ich mich ihrer bemächtigen werde, ob durch List, durch Gewalt. Alles ist mir gleich. Sie wissen nicht, was sie leidet, das edle Geschöpf! Ich fühle mich so steinunglücklich, daß ich mich autorisiert fühle, Sie zu bitten, bloß zu meinem Troste hierherzukommen. Sie sind ja doch die einzige, die es weiß, was es heißt, wenn ich Eiserner mich unter Tränen winde wie ein Wurm! Ob Sie mir werden helfen können, weiß ich nicht. Aber trösten, etwas beruhigen. Ich weiß zwar nicht einmal, ob Sie mich noch hier finden, und wenn Sie im Momente des Empfangs dieses Briefs abreisten. Denn alle Tage kann das Bild wechseln, d. h. Helene von ihrem Vater, wozu er Lust hat, irgendwohin geschickt werden. Aber das ist doch nur eine sehr entfernte Möglichkeit. Träte sie ein, so reise ich natürlich sofort ihr nach, aber im selben Augenblick telegraphiere ich Ihnen nicht nur

nach Wildbad, sondern Telegraphenbureau restante auch nach Basel und Bern und lege hier noch in Genf poste restante einen Brief für Sie nieder, der Ihnen besagt, was aus mir geworden ist.

Gehen Sie nicht über Zürich. Rüstow finden Sie ohnehin nicht, denn ich habe ihm heute einen Brief geschrieben, auf den er sicher hier übermorgen eintrifft. Wohin bin ich gekommen! Ich, der allgemeine Rater und Helfer, bin rat- und hilflos und brauche andere! Meine Dummheit richtet mich hin! Der Gewissensbiß frißt mich auf! Aber wenn ich mein Verbrechen nicht wieder gutmache, koste es, was es wolle, und um jeden Preis, so will ich mein Haupt scheren und Mönch werden.

Ach, Gräfin! Warum sind Sie nicht hier?

Genf, 4. August

Pension Bovet au Pacquis
Rue Pacquis Nr. 27

F. Lassalle

Nachschrift. Kommen Sie noch nicht. Alle Minuten kann sich der Schauplatz ändern. Halten Sie sich nur bereit, auf die erste telegraphische Depesche an den Ort, den ich Ihnen bezeichne, zu kommen.

Wenn ich diese Sache nicht durchsetze — und ich zweifle sehr daran, so bin ich für immer gebrochen und mit allem fertig. Noch viel mehr vielleicht, als des Mädchens Verlust, zerbricht mich meine Gimpelei. Wenn ich sie nicht durch Sieg ausgleichen kann, verachte ich mich selbst für immer auf das schnödeste.

Helene selbst war — nach jenem ergebnislosen Besuch in Lassalles Gemächern — schwankend geworden. Der Bevollmächtigte ihres Vaters konnte einen Zettel vorweisen, der ihre Sinnesänderung bewies. Sie war freilich von ihrer Familie hart bedrängt worden. Am 7. August sandte Lassalle an Helene diesen flammenden Brief.

„Ich liebe Dich bis zum Wahnsinn"

Sonntag, 7. August

Helene!

Was ich leide, übersteigt alle und jede Grenzen! Doch davon ein andermal. — Hier nur das Wichtigste:

1. Man hat Dir gesagt, daß Du wegen der Gesandteneigenschaft Deines Vaters unter Münchener Gesetz ständest und folglich noch minderjährig seiest. Das ist falsch! Du bist, solange Du hier bist, mit einundzwanzig Jahren volljährig, trotz aller jener Einwendungen. Du kannst jeden Tag, jeden Augenblick mit vollem gesetzlichen Recht das Haus Deines Vaters verlassen, in welchem Du sequestriert bist. Der bloße Umstand, daß Du keine Briefe von mir empfangen kannst — ich habe fünf vergeblich an Dich geschrieben —, stellt eine Sequestration dar. Ich habe Dich selbst Deiner Mutter zurückgeführt, weil ich Dir einmal zugesagt hatte, zuvor alle Rücksichten und alle Wege der Güte zu erschöpfen. Sie sind erschöpft, fruchtlos erschöpft, und ich fordere Dich jetzt auf, Dein Recht in Anspruch zu nehmen und Dich unter meinen und des Gesetzes Schutz zu stellen.

2. Es ist unmöglich, daß es wahr sei, was man mir sagte: Du habest mich aufgegeben. Nur die Täuschung,

daß Du noch minderjährig bist, kann Dir eine solche Konzession entrissen haben. Es ist unmöglich, daß Deine Schwüre Meineide gewesen sind, daß Du die Schwäche bis auf diesen Punkt treibst. Du hast kein Recht, alle die Zusicherungen zu brechen, die wir so fest uns gegeben hatten. Du hast kein Recht, das Übermaß von Rücksicht und Delikatesse, mit welchem ich Dich Deiner Mutter zurückgab, so schrecklich undankbar, so schändlich zu entgelten. Du hast kein Recht, mich zu kompromittieren, indem Du mich in freier Initiative in ein Unternehmen verwickelt hast, auf das ich mich unter der Beteuerung, daß Du felsenfest entschlossen seiest, einließ.

3. Willst Du mich gleichwohl Deinem Vater aufopfern, gut, so fordere ich wenigstens noch eine einzige Unterredung von Dir, um mein Los aus Deinem eigenen Munde zu vernehmen. Früher kann und werde ich Dich nicht aufgeben. Diese Unterredung — die letzte unseres Lebens — Du kannst und darfst sie nicht abschlagen.

Du hast mich namenlos unglücklich gemacht; ich liebe Dich jetzt mit einer Glut, gegen welche alles andere und Frühere bloßer Anfang war. Seit Mittwochnacht liebe ich Dich bis zum Wahnsinn.

An diesem Tage war die ganze Familie von Doenniges aus Genf verschwunden. Lassalle verbrachte dort noch sechs harte Tage. Lassalle versuchte in Deutschland Himmel und Hölle für sich in Bewegung zu setzen, in Mainz wollte er die Hilfe des Bischofs erringen, in München sollte ihm der Minister des Auswärtigen Freiherr von Schrenk beistehen, auch an den König von Bayern hatte er gedacht. Der folgende Brief aus München an die Gräfin Hatzfeldt zeigt Lassalle in rasender Tätigkeit.

München, 18. August

Gräfin! Kein Verdammter in so entsetzlicher Höllenqual!!!

Ihren Brief (von Mainz) erhalten. —

1. Auch nach bayerischem Gesetz ist sie mit einundzwanzig Jahren majorenn. Gleichwohl ist auch dann noch, da sie nicht emanzipiert ist, Einwilligung des Vaters nötig, die aber, wenn verweigert, durch die Gerichte erteilt werden kann, und wie mir Dr. Haenle sagte, auch erteilt werden würde. Haenle nimmt sich meiner Sache mit aller Energie an. Er will die Klage auf Einwilligung in meinem Namen stellen, macht sich zwar keine Illusion, daß auf dem Rechtswege praktisch etwas zu erreichen sei, meint aber auch den Vater durch Furcht vor dem Skandal einzuschüchtern, will ihm einen Brief schreiben, worin er ihm dieses alles vorstellt usw.

2. Ich komme soeben vom Minister des Auswärtigen zurück, Baron von Schrenk, mit dem ich eine fast zweistündige Unterredung gehabt. Er fand mich Herrn von Doenniges gegenüber ganz im Recht und ging z. B. so weit, zu sagen: Ich würde Ihnen unter solchen Umständen meine Tochter nicht verweigern, obgleich ich begreife, daß es nicht angenehm wäre, einen Schwiegersohn von so überwiegend politischer Bedeutung zu haben... In Summa, er war ganz für mich, war sich nur nicht darüber einig, was er tun solle und könne; ein gütlicher Brief würde nichts nützen; befehlen könne er nicht. Er verabredete mit mir, daß ich morgen

um zwölf Uhr mit Haenle zu ihm kommen solle, um dann gemeinschaftlich mit uns festzustellen, was er tun könne.

3. Anbei einen Brief von Holthoff. Er hat einen Brief Helenens vom 9. aus Bern erhalten, worin sie alles widerruft, was sie ihm geschrieben. Er legt aber keinen Wert darauf, schiebt es bloß auf rohe Gewalt, erklärt es für ein Diktat des Vaters. In einem anderen Briefe von ihm, den ich soeben erhalte, spricht er dies noch stärker aus, sagt, daß dem Briefe Helenens an ihn sogar die gewöhnlichsten Höflichkeitsformen fehlen, er im rohesten Geschäftsstil geschrieben sei usw. Er hat wohl recht! Aber der Gedanke ist dennoch furchtbar! Ich leide jetzt noch entsetzlicher als bisher. Meine Ahnung hat sich bestätigt! Aber ich muß sie trotzdem gewinnen!

4. Von Rüstow langt eine Depesche an. Er hat Helenen irgendeinen Brief — ich weiß nicht, ob einen ganz kurzen lakonischen, den ich ihm ließ, oder den langen beweglichen, sogenannten Ambernyschen Brief — endlich insinuiert und von ihr Antwort bekommen, die er mit „ganz schlecht" bezeichnet. Das heißt natürlich nicht mehr als: auch der Brief an Holthoff hat schwerlich, hat keinesfalls einen größeren Wert. Ach! es wäre furchtbar, auch noch an einer Unwürdigen zugrundegehen zu müssen! Und ich selbst trüge die Schuld ihrer Unwürdigkeit! Furchtbare, furchtbare Verwicklung.

5. Die Hauptsache ist jetzt, daß Sie die Arson aufpacken, mit ihr nach Genf gehen und Helene, vor allen Dingen Helene selbst wieder fest machen. (Denn daß

Helene wieder in Genf ist, ergibt sich aus Rüstows Depesche zwar indirekt, aber doch mit Sicherheit.) Sie müssen also vor allen Dingen Helene bei der Arson sprechen und mit Ihrer ganzen wilden Beredsamkeit in sie dringen. Sie müssen vor allen Dingen enttäuschen, denn die Arme ist getäuscht, sie hält sich für minorenn, und wer weiß, was man ihr noch alles eingeredet haben wird, auch über mich usw. Sie müssen ihr auch den sogenannten Ambernyschen Brief (Rüstow hat ihn und weiß, welcher Brief mit diesem Namen genannt ist) insinuieren. Sie muß ihn auch in Ihrer Gegenwart mit allen seinen Einlagen durchlesen, Sie müssen dieselben erst gelesen haben, ehe Sie mit Helenen sprechen, um zu wissen, wie weit Sie sie zu nehmen haben (sic). Stellen Sie mir nur Helene wieder her, dann verzweifle ich noch nicht. Die Arson muß Ihnen eine Unterredung in Ihrem Zimmer mit ihr verschaffen. Diese Unterredung rettet alles. Wenden Sie Ihre ganze Beredsamkeit auf, daß die Arson mit Ihnen nach Genf geht und Ihnen diese Unterredung mit Helenen verschafft.

Ehe Sie Bern verlassen, telegraphieren Sie mir hierher und melden Ihre Abreise sowie das Hotel, das Sie in Genf beziehen werden, damit ich weiß, wohin ich schreiben und telegraphieren soll.

Wie die Dinge laufen, und da Helene dort ist, bleibe ich wohl noch mehrere Tage hier, wenn ich hier etwas tun kann, Hölle im Herzen.

Ihr

F. Lassalle

Auf Schleichwegen sollte Helene, die nach Genf zurückgekehrt war, diesen Brief Lassalles erhalten.

„In fünf Tagen sind wir getraut"

München, 19. August

Helene!

Meine unbeschreiblichen Qualen schildere ich Dir ein andermal. Hier nur soviel:

1. Man hat Dich getäuscht, Du bist majorenn. Nicht nur nach Genfer Gesetz, auch nach bayerischem mit einundzwanzig Jahren. Nach Genfer Gesetz kannst Du jeden Augenblick das Haus Deines Vaters verlassen, eigne Wohnung nehmen (Hotel usw.), die drei actes respectueux machen und nach drei Monaten von dem ersten an mich heiraten. Rüstow, Amberny, die Genfer Behörden, die alle benachrichtigt sind, werden Dich während dieser drei Monate schützen. Übrigens gibt es einen kürzeren Weg. An demselben Tage, wo Du das Haus Deines Vaters verlässest, bringt Dich Rüstow sicher nach Italien, mich hintelegraphierend. In fünf Tagen sind wir durch den ersten besten Priester dort katholisch getauft und getraut.

2. Aber auch nach bayerischem Recht ist, da Du majorenn bist, die Einwilligung Deines Vaters zur Ehe nicht unerläßlich, sondern kann durch die Gerichte gegeben werden, und Haenle hier hat mir sein Wort darauf gegeben, daß ich sie erhalte. Eine Welt ist bereits von allen Seiten für mich in Bewegung. Sehr nützlich wäre es auch, wenn Du mir eine schriftliche Vollmacht, einen bloßen Brief für Advokat Haenle in München schicktest,

worin Du ihn beauftragst, von den bayerischen Gerichten die Einwilligung zu Deiner Ehe mit mir zu erlangen.

3. Dein Brief an Holthoff aus Bern beweist nichts. Er ist erzwungen. Rüstow telegraphiert mir, daß Du nach einem Brief von Dir an mich, den er hat, mich aufgibst. Dies ist ebenso erzwungen. Nur Folge der moralischen und physischen Gewalt und der Täuschung, die man gegen Dich verübt. Es heißt also nichts — und dennoch starb ich tausend Tode bei dieser Nachricht.

4. Ich habe gestern zwei Stunden mit dem hiesigen Minister des Auswärtigen, Baron von Schrenk, gesprochen, der ganz und gar auf meiner Seite und empört ist. Er hat mir versprochen, alles zu tun, was nur irgend möglich. Heute soll ich wieder zu ihm kommen, wo die bestimmten Schritte zwischen uns festgestellt werden.

Ist es möglich, so werden selbst noch mächtigere Mittel in Bewegung gesetzt werden, was bereits vorbereitet wird. Himmel und Hölle werde ich in Bewegung setzen, Dich zu erringen. (Das kürzeste, glatteste, schnellste bleibt immer das faktische Verlassen des Hauses Deines Vaters und die Flucht mit Rüstow nach Italien oder mit mir selbst, wenn Du vorziehst, bis ich hier alles getan habe und wieder zurück bin.)

5. Ich habe Riesenkräfte, und ich werde sie vertausendfachen, um Dich zu erkämpfen. Kein Mensch kann Dich mir entreißen, wenn Du fest und treu bleibst. Seit ich daran zweifle, bin ich der Elendeste aller Menschen. Ich leide stündlich tausendfachen Tod. Und doch, es ist unmöglich! Du kannst mich nicht verraten, einen Mann wie mich, einen Mann, der Dich rasend liebt. Ich bin mit Demantketten an Dich geschmiedet. Ich leide tausend-

mal mehr als Prometheus am Felsen. Aber wenn Du meineidig wirst nach so vielen Eiden und solcher Liebe gegenüber, so wäre die Menschennatur entehrt, man müßte verzweifeln an jeder Wahrheit, jeder Treue; Lüge wäre alles, was existiert. Dies sagen alle, die diese blutige Geschichte kennen.

6. Deine Briefe an die Arson habe ich — sie war verreist, in Interlaken, sonst würdest Du früher von mir gehört haben — erst heute hier in München empfangen. Welche fatalistische Komplikation.

7. Schreibe mir nur ein einziges Wort, ob Du fest und treu bleibst, und ich bin gestählt vom Wirbel bis zur Zeh. Kein Mensch soll Dich mir gegen Deinen Willen rauben. Schreibe mir auch, ob Du die Kammerzofe für treu hältst. F. L.

Rüstow, der in Genf mit der eifrigen Rechtschaffenheit seines Wesens für Lassalle tätig war, konnte dem in München fiebernd Wartenden nichts Beruhigendes melden. In dieser Wartezeit wird der gründliche Verdacht gegen Helene in Lassalle lebendig. Er schreibt an Oberst Rüstow.

Der grenzenlose Verrat

München, 19. August, 5 Uhr nachm.

Wenn dieses Weib von mir läßt, für das ich so namenlos märtyrere, so ist alles geschändet, was Mensch heißt! Ein Felsenherz, das so liebt, so treu aushält wie das meinige, so zu zerreißen!

Nun höre von hier: Ich ging gestern zum Minister des Auswärtigen, Baron von Schrenk, und sprach mit ihm nicht weniger als zwei Stunden. Obgleich ich

innerlich den tiefsten Schmerz empfinde, bin ich doch im Handeln innerlich wieder ganz ich selbst und war es mit Schrenk dreimal. Ich fand von vornherein bei ihm die zuvorkommendste Aufnahme. Er verwickelte mich in ein politisches Gespräch über die ganze Situation, die haute politique, die Revolution, meine Organisationspläne usw. Ich ließ mich, furchtbar leidend, darauf ein, und lebhaft ein.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Kurz, gehe ich jetzt zugrunde, so ist es nicht mehr an der brutalen Gewalt, die ich gebrochen habe, sondern — wenn sie mir eben vor dem Notar „Nein" erklärt statt „Ja" und mit mir zu gehen — an dem grenzenlosen Verrat, an dem unerhörtesten Wankelmut und Leichtsinn eines Weibes, das ich weit über alles Maß des Erlaubten hinaus liebe! Es wäre wirklich das Grenzenloseste von allem, wenn ich deshalb den Minister des Äußern vermocht habe, ein Kommissariat zu erteilen und sie mir vor dem Notar sistieren zu lassen, damit sie mir auch noch das furchtbare Ridicule gibt, mich mit einem „Nein" abzuweisen. Inzwischen, wenn sie mir den Dolch in die Brust stoßen will, je n'ai rien à dire! Wenigstens falle ich nicht durch den Übermut eines brutalen Mannes. Ich kann sie übrigens unter keinen Umständen für so vollendet schlecht, so grenzenlos schlecht halten.

Dein Lassalle

Lassalles Plan war: Helene in Genf vor einen Notar zu stellen. Dem solle sie, unbeaufsichtigt, sagen: Ja oder Nein. Aber er ahnt in dem folgenden Brief an die Hatzfeldt Helenens Abfall.

Die Stunde, die über mein Leben entscheidet

München, 10. August, Freitag nachts

Alles, alles hängt also von dem Ausgang dieser einen Stunde ab, die über mein Leben entscheidet. Jetzt würde sogar nicht einmal ein inkonvenabler Schein auf Helene zurückfallen, wie früher an jenem Mittwoch abends. Denn jetzt nach jenen Vorgängen, nach der furchtbarsten gegen sie verübten Gewalt, nachdem sich sogar das oberste Ministerium in München in Bewegung gesetzt hat, um durch eine so auffällige Demarche diese Gewalt zu brechen und ihr ihre Freiheit wiederzugeben, nach allem diesen kann sie auch in den Augen der Welt das ohne den geringsten Vorwurf tun, was damals ganz anders war.

Wenn sie umgekehrt vor dem Notar „Nein" erklärt, so ist das grenzenloseste Ridicule die Folge dieses mit solcher Mühe errungenen offiziösen Kommissariats, so ist jede weitere Hilfe für mich vernichtet, kurz, so hat mir die Undankbare und Treulose selbst den Dolch in diese treue Brust gerannt! Ich falle dann mit ihrem und durch ihren Willen, ein furchtbares Denkmal davon, daß ein Mann sich nie an ein Weib ketten soll. Ich falle dann durch den entsetzlichsten Verrat, die schnödeste Felonie, welche die allsehende Sonne je geschaut hat.

Alles, alles, alles hängt also an dem Gewicht dieser einen Stunde!

Ihnen fällt also die wichtigste, folgenschwerste Aufgabe zu: Helene, ehe dieser moment suprême naht, wieder fest zu machen.

Endlich erhielt Oberst Rüstow von Helene eine Antwort an Lassalle.

Helenens ewige Liebe und Treue

Sr. Hochwohlgeboren Herrn Laſſalle!

Nachdem ich mich von ganzem Herzen und in tiefſter Reue über die von mir unternommenen Schritte wieder mit meinem verlobten Bräutigam Herrn Janko von Racowitza ausgeſöhnt und deſſen Liebe und Verzeihung wiedergewonnen habe, nachdem ich davon auch Ihrem Rechtsanwalt Herrn Holthoff in Berlin Nachricht gegeben habe, bevor ich deſſen abmahnenden Brief erhielt — erkläre ich Ihnen freiwillig und aus voller Überzeugung, daß von einer Verbindung zwiſchen uns nie die Rede ſein kann, daß ich mich von Ihnen in jeder Beziehung losſage und feſt entſchloſſen bin, meinem verlobten Bräutigam ewige Liebe und Treue zu widmen.

Helene von Doenniges

Die Antwort, die Laſſalle ſchrieb, iſt Helene leider nicht zugeſtellt worden.

Laſſalles letztes Wort an Helene

Helene!

Ich ſchreibe Dir, den Tod im Herzen. Rüſtows Depeſche hat mich tödlich getroffen. Du, Du verrätſt mich! Es iſt unmöglich! Noch, noch kann ich an ſo viel Felonie, ſo furchtbaren Verrat nicht glauben. Man hat Deinen Willen vielleicht momentan gebeugt, gebrochen, Dich Dir ſelbſt entfremdet; aber es iſt nicht denkbar, daß dies Dein wahrer, Dein bleibender Wille ſei. Du kannſt nicht jede Scham, jede Liebe, jede Treue, jede Wahrheit von Dir geworfen haben bis zu dieſem äußerſten

Grade! Du würdest in Verruf gebracht und entehrt haben alles, was Menschenantlitz trägt — Lüge wäre jedes bessere Gefühl, und wenn Du gelogen hast, wenn Du fähig bist, diesen letzten Grad der Verworfenheit zu erreichen, so heilige Eide zu brechen und das treueste Herz zu zerstören — unter der Sonne gäbe es nichts mehr, woran irgendein Mensch noch glauben dürfte.

Du hast mich mit dem Willen erfüllt, nach Deinem Besitz zu ringen; Du hast gefordert, zuerst alle konvenablen Mittel zu erschöpfen, statt Dich von Wabern zu entführen, Du hast mir die heiligsten Eide mündlich und brieflich geschworen; Du hast mir noch in Deinem letzten Schreiben erklärt, daß Du nichts, nichts bist als mein liebendes Weib und keine Gewalt der Erde Dich abhalten soll, diesen Entschluß auszuführen. — Und nachdem Du dieses treue Herz, das, wenn es sich einmal ergibt, sich für immer ergeben hat, gewaltsam an Dich gezogen — schleuderst Du mich, nachdem der Kampf kaum begonnen, nach vierzehn Tagen hohnlachend in den Abgrund, verrätst und zerstörst mich? Ja, es wäre Dir gelungen, was nie einem Schicksal gelang, Du hättest den härtesten Mann, der allen äußern Stürmen stand, ohne zu zucken, zertrümmert, zerbrochen!

Diesen Verrat könnte ich nicht überwinden! Ich wäre von innen heraus getötet. Es ist nicht möglich, daß Du so ehrlos, so schamlos, so pflichtlos, so ganz und gar schändlich und unwürdig bist! Du würdest meinen furchtbarsten Haß und die Verachtung einer Welt verdienen!

Helene! Es ist nicht Dein Entschluß, den Du Rüstow mitgeteilt hast. Durch Mißbrauch guter Gefühle hat man ihn in Dir hervorgerufen. Du würdest ihn —

höre, o höre mein Wort! — wenn Du jetzt an ihm festhieltest, beweinen Dein Leben lang!

Helene, treu meinem Wort: „je me charge du reste" sitze ich hier und tue alle Schritte, den Widerstand Deines Vaters zu brechen. Bereits habe ich treffliche Mittel in der Hand, die gewiß nicht wirkungslos bleiben.

Und führten sie nicht zum Ziel, noch besitze ich tausend und tausend Mittel und will alle Hindernisse zu Staub zerreißen, wenn Du treu bleibst; denn weder meine Kraft noch meine Liebe zu Dir hat Grenzen: Je me charge toujours du reste! Die Bataille ist ja kaum engagiert, Kleinmütige!

Und während ich hier sitze und Unmögliches bereits erreicht habe, verrätst Du mich dort auf die Schmeicheleien eines anderen Mannes!

Helene! Mein Schicksal steht in Deiner Hand! Aber wenn Du mich zerbrichst durch diesen bübischen Verrat, den ich nicht überwinde, so möge mein Los auf Dich zurückfallen, und mein Fluch Dich bis zum Grabe verfolgen! Es ist der Fluch des treuesten, von Dir tückisch gebrochenen Herzens, mit dem Du das schändlichste Spiel getrieben. Er trifft sicher!

Nach Rüstows Depesche willst Du Deine Briefe zurück. Du würdest sie jedenfalls niemals anders bekommen, als von mir nach einer persönlichen Unterredung. Denn jedenfalls noch einmal will und muß ich Dich persönlich sprechen. Ich will und muß das Todesurteil aus Deinem eignen Munde hören. Nur so werde ich glauben, was sonst unmöglich scheint!

Ich betreibe hier weiter die Schritte, Dich von hier aus zu erringen, und komme dann nach Genf!

Mein Los über Dich, Helene! F. Lassalle

Am 25. August war Lassalle in Genf. Noch einmal versuchte Lassalle, gestützt auf die Hilfe des bayerischen Ministers des Auswärtigen, bei Herrn von Doenniges eine Unterredung zu erlangen. Die Unterredung kam zustande und dauerte viele Stunden. Lassalle forderte die Entfernung des Herrn von Racowitza aus Helenens Nähe. Das Verlangen war damals schon aussichtslos. Schließlich wiederholte Lassalle das Verlangen nach einer Erklärung, die Helene vor einem Notar abgeben sollte. Doch vorher erschien sie vor Lassalles herbeigeholtem Anwalt Dr. Haenle und vor Oberst Rüstow „vollkommen unbefangen, in konventioneller Heiterkeit, ohne die Spur eines überstandenen Seelenkampfes", wie der Anwalt feststellte. Dieser Eindruck wurde Lassalle übermittelt. Er lief „wie ein Tiger" im Zimmer auf und ab und schrieb am selben Tag diese zwei Schicksalsbriefe:

Lassalles Provokation

Genf, 26. August

Herrn von Doenniges Hochwohlgeboren.

Nachdem ich durch den Bericht des Oberst Rüstow und des Dr. Haenle vernommen habe, daß Ihre Tochter Helene eine verworfene Dirne ist und es folgeweise nicht länger meine Absicht sein kann, mich durch eine Heirat mit ihr zu entehren, habe ich keinen Grund mehr, die Forderung der Satisfaktion für die verschiedenen mir von Ihnen widerfahrenen Avanien und Beleidigungen länger zu verschieben und fordere Sie daher auf, mit den beiden Freunden, die Ihnen diese Erklärung überbringen, die erforderlichen Verabredungen zu treffen.

F. Lassalle

Genf, 26. August

Herrn von Racowitza, Hochwohlgeboren.

Nachdem Sie durch den Oberst Rüstow zum Teil über das zwischen mir und Fräulein Helene von Doenniges bestehende Verhältnis unterrichtet worden sind, würde es Ihnen vielleicht auffallend erscheinen können, nicht von mir aufgesucht und über die Übernahme der eigentümlichen Rolle, die man Ihnen zugeteilt hat, zur Rede gestellt zu werden.

Zur Erklärung dessen übersende ich Ihnen Abschrift der Sie interessierenden Stelle eines Briefes, den ich soeben an Herrn von Doenniges zu richten mich genötigt sah.

Sie ersehen daraus, daß Sie in mir keineswegs mehr einen Rivalen haben, und daß ich Ihnen gern ein Glück von nun an ungeteilt gönne, auf das ich meinesteils nach den heute erlangten Überzeugungen freudig verzichte.

Mit aufrichtiger Teilnahme

F. Lassalle

Über das Duell liegt uns der ausführliche Bericht des Sekundanten Oberst Rüstow vor.

Das Duell

Die Würfel waren gefallen, die Briefe Lassalles an Herrn von Doenniges und Herrn von Racowitza abgeschickt. Ich war in Verzweiflung, aber die Sache ließ sich nicht ändern, ebensowenig, wie sie hat verhindert werden können. Lassalle bat Oberst Becker und mich, ihm vorkommenden Falles zu sekundieren; da Becker aus prinzipiellen Gründen ablehnte, wählte er (Lassalle) an

seiner Statt den ungarischen General Bethlen; die Weigerung Beckers war auch der Grund gewesen, daß der Brief an Doenniges, statt durch Becker und mich überbracht zu werden, durch einen Kommissionär besorgt worden war.

Noch an demselben Abend ging ich zweimal in das Haus des alten Doenniges, fand ihn aber nicht. Am 27. vormittags begab ich mich zu General Bethlen, um mit ihm zu Doenniges zu gehen, er konnte mich aber nicht begleiten, und ich kehrte deshalb in das Hotel Viktoria zurück, um zu sehen, ob mittlerweile dort eine Botschaft von seiten des alten Doenniges eingetroffen sei. Im Salon der Frau Gräfin von Hatzfeldt fand ich Lassalle, der mich bald auf sein Zimmer führte. Er wollte mir mein Ehrenwort abnehmen, mit der Frau Gräfin nichts über die ganze Angelegenheit zu reden, was ich jedoch entschieden verweigerte. Er teilte mir darauf mit, daß am Morgen Graf Kayserlingk und Dr. Arndt bei ihm gewesen seien, um ihn im Namen des Herrn von Racowitza zu fordern. Ich erklärte, auf diese Forderung könne er sich nicht einlassen, ehe der alte Doennigos ihm Genugtuung gegeben. Dieser habe die Priorität, und es sei gegen alle Regeln, dem Herrn von Racowitza, der sich hier wieder dazwischenschieben lasse, zu Gefallen zu sein. Lassalle antwortete, mich bei meiner Freundschaft beschwörend, es dürfte unter keinen Umständen eine Verzögerung eintreten; um zwölf Uhr würden Kayserlingk und Arndt wieder bei ihm sein, um mich zu treffen.

Ich protestierte, sah aber bald, daß Lassalle entschlossen war, und fügte mich in das Unvermeidliche. Ich blieb

auf Lassalles Zimmer. Zur angegebenen Stunde kamen die beiden Herren und machten mir, nachdem Lassalle sich entfernt, ihre Mitteilung. Ich wies nachdrücklich auf die Priorität des alten Doenniges hin; allein man zeigte mir an, daß dieser in aller Eile nach Bern entflohen sei und die Vertretung der Familienehre seinem künftigen Schwiegersohne anvertraut habe. Man äußerte das Verlangen, daß das Duell noch am selbigen Abende — 27. August — stattfinden solle. Hiergegen protestierte ich auf das entschiedenste, hervorhebend, daß ich in so kurzer Zeit den zweiten Sekundanten nicht zur Stelle haben könne. Man kam zu keinem definitiven Beschluß, und schließlich wurde verabredet, daß die Herren um drei Uhr in meine Wohnung kommen sollten.

Nachdem die Herren sich entfernt, erstattete ich Lassalle Bericht über die Zusammenkunft. Nochmals brachte ich die Prioritätsfrage vor und drang auf Ablehnung der Forderung Racowitzas. Lassalle wies aber mit Heftigkeit jeden Aufschub zurück. Ich erwiderte, die Sache habe keine solche Eile; Bethlen schien ebenfalls einen Aufschub zu wünschen — doch Lassalle wollte auf nichts hören und forderte mich peremtorisch auf, für den nächsten Morgen alles für das Duell anzuordnen.

Was sollte ich tun? Lassalle war von seinem Entschluß nicht abzubringen. Meine Aufgabe war nun, die nötigen Vorbereitungen möglichst günstig für Lassalle zu treffen, falls das Duell nicht zu verhindern sei, was ich immer noch für möglich hielt.

Zunächst eilte ich zu General Bethlen, teilte ihm alles mit und bestellte ihn auf drei Uhr zu mir.

Um drei Uhr erschienen General Bethlen, Graf Kayserlingk und Dr. Arndt in meiner Wohnung. Ich versuchte ein Arrangement zu bewerkstelligen. Die Gegenpartei bestand auf folgenden Bedingungen: Abbitte seitens Lassalles und Rückgabe der Briefe des Fräulein von Doenniges.

Dies mußten wir zurückweisen. Da ich aber doch die Hoffnung auf eine gütliche Beilegung nicht aufgeben wollte, veranlaßte ich, daß eine nochmalige Zusammenkunft bei mir auf abends acht Uhr festgesetzt wurde. Hierauf wurde der Modus des Duelles für den Fall, daß es stattfinden sollte, festgesetzt. Die Gegner bestanden auf gezogenen Pistolen, wir auf glatten, und unser Vorschlag ging auch durch. Ich wußte aber, daß glatte Pistolen schwer zu haben waren, daß in ganz Genf bloß ein gutes Paar existierte.

In das Viktoria-Hotel zurückgekehrt, bat ich Lassalle, sich etwas einzuschießen, und gab ihm einen Ort an, wo er Gelegenheit habe. Er erklärte das aber für „dummes Zeug". Wie ich nachträglich erfuhr, war Herr von Racowitza anderer Ansicht; wenigstens hieß es allgemein in Genf, er habe an diesem Nachmittag auf dem Schützenstand hundertfünfzig Übungsschüsse abgefeuert.

Um drei Uhr war zweite Zusammenkunft in meiner Wohnung. Alle Versuche, zu einem Arrangement zu gelangen, blieben fruchtlos. Die Gegenpartei beharrte auf ihren Forderungen, die nicht bloß ich, sondern General Bethlen für unzulässig hielt. Ich war indigniert über die Forderung. Lassalle, der so tief gekränkte, sollte abbitten! Das Duell wurde nun auf den 28. morgens festgesetzt.

Es mochte unterdessen zehn Uhr geworden sein, und ich begab mich nun ins Viktoria-Hotel, wo ich schon am Morgen ein Zimmer bestellt hatte, um bei Lassalle sein zu können. Ich teilte ihm das Vorgefallene mit, und er nötigte mich dann, einen Brief an Dr. Arndt zu schreiben, in welchem ich diesem sagen mußte, daß möglicherweise für den 28. keine glatten Pistolen zu haben wären; für den Fall nehme er gezogene an, und da General Bethlen solche absolut verwerfe, würde er dann an dessen Statt Herrn von Hofstetten zum Sekundanten wählen. Diesen Brief besorgte Herr von Hofstetten selbst noch um elf Uhr nachts.

Ich unterhielt mich noch bis um Mitternacht mit Lassalle und machte ihn namentlich darauf aufmerksam, daß wir die Stellung beim Duell beliebig ausgemacht hätten, damit er sich nach seiner Bequemlichkeit postieren könne, und daß er doch nicht, wie es seine fehlerhafte Gewohnheit war, zu lange zielen möchte, da er nicht allein schieße usw.

Um Mitternacht ging ich zu Bette. Schon um drei Uhr des anderen Morgens stand ich auf und eilte, nachdem ich mich angekleidet, in meine Wohnung, wo ich mehrere Kleinigkeiten zu holen hatte. Von da ging ich zum Büchsenschmied, fand ihn — um vier Uhr — an der Arbeit, nahm gleich die eine Pistole mit und kehrte ins Viktoria-Hotel zurück. Um fünf Uhr weckte ich Lassalle, der sanft schlief. Zufällig sah er gleich die Pistole. Er ergriff sie, fiel mir um den Hals und sagte: „Da habe ich ja gerade, was für mich paßt!"

Um fünfeinhalb Uhr war ich wieder beim Büchsenschmied und erhielt nun auch die andere Pistole, die ich ins Hotel brachte.

Dann holte ich Bethlen ab.

Nach sechseinhalb Uhr fuhren wir mit Hofstetten, den Lassalle für alle Fälle mitnehmen wollte, nach Carouge, einer Vorstadt von Genf, ab. Hier sollten sich die Parteien um siebeneinhalb Uhr treffen. Vor der Abfahrt hatte mir Lassalle sein Testament übergeben, das ich im Fall eines unglücklichen Ausgangs der Frau Gräfin von Hatzfeldt zur Beförderung an die Genfer Justiz übergeben sollte; wie auch geschehen ist. Vor sieben Uhr waren wir in Carouge. Unterwegs hatte mich Lassalle wiederholt gebeten, ich möge doch machen, daß das Duell auf französischem Boden stattfinde, damit er doch in Genf bleiben und die Angelegenheit mit dem alten „Ausreißer" erledigen könnte. So sehr ich mich über seine Sicherheit freute, war mir das doch etwas zu arg. Ich bemerkte ihm, daß er auf der Mensur nicht allein stehe, und daß jede Kugel treffen könne, man dürfe einen Gegner nie verachten. Aber meine Worte machten keinen Eindruck.

Vor sieben Uhr waren wir in Carouge, und da die Gegenpartei noch nicht angekommen war, warteten wir: Lassalle, der nicht die geringste Aufregung verriet, trank eine Tasse Tee.

Um siebeneinhalb Uhr kamen die andern. Sie hatten den Dr. Seiler bei sich, der einen passenden Ort kannte. Sie fuhren voraus, und wir folgten. Hofstetten ließen wir in Carouge zurück, er sollte in einer Droschke nachfahren. In der Nähe des Platzes, den Dr. Seiler im Auge hatte, stiegen wir aus und gingen durch das Gebüsch, bis wir an Ort und Stelle waren.

Ich wurde durch das Los dazu bestimmt, für den ersten Schuß zu laden und das Kommando zu geben.

Die Parteien wurden nun auf die Mensur gestellt, während ich lud. Man ermahnte mich von mehreren Seiten, ja recht akzentuiert und laut zu kommandieren; dieser Ermahnung bedurfte es natürlich nicht. Für jeden Schuß waren zwanzig Sekunden gegeben, welche von dem ladenden Sekundanten dadurch zu markieren waren, daß er beim Anfang 1, bei zehn Sekunden 2, bei zwanzig Sekunden 3 kommandierte. Ich beobachtete die Vorsicht, vorher noch „Achtung!" zu rufen.

Ich gab das Kommando 1. Kaum fünf Sekunden nachher fiel der erste Schuß, und zwar von seiten des Herrn von Racowitza. Unmittelbar nachher, es verging nicht eine Sekunde, antwortete Lassalle.

Er schoß vorbei, er hatte den Tod schon im Leibe. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch hatte schießen können.

Nachdem er gefeuert, trat er unwillkürlich zwei Schritte links. Nun erst hörte ich — denn ich hatte auf die Uhr sehen müssen —, wie jemand (ich weiß nicht, war es General Bethlen oder Dr. Seiler) fragte: „Sind Sie verwundet?"

Darauf antwortete Lassalle: „Ja."

Wir führten ihn nun sogleich auf eine Decke, wo man ihn niederlegte und den ersten Verband anlegte.

Während die Gegenpartei sich entfernte, führten Doktor Seiler und ich Lassalle zu einer Kutsche und halfen ihm hinein. Wir beide fuhren mit ihm und unterstützten ihn unterwegs, so gut es ging. Bethlen fuhr mit Hofstetten in der Droschke zurück, in welcher der letztere gekommen war.

Ich ließ den Kutscher die Wege einschlagen, wo es kein Pflaster gab. Nur zweihundert Schritte weit hatten wir über Steine zu fahren.

Lassalle war unterwegs sehr still; nur als wir über das holperige Steinpflaster kamen, sprach er von dem Schmerze, den ihm die Wunde verursache, und fragte, ob wir bald zu Hause seien.

Daß die Wunde gefährlich, wußte ich aus Erfahrung. Daß sie tödlich sei, erfuhr ich erst gegen Mittag, als ich auf sein Dringen zu einem Notar eilte, von Dr. Seiler, der mir begegnete.

Als der Notar kam, schickte ich ihn wieder fort, weil Lassalle mir damals nicht in dem Zustand schien, jemand zu empfangen.

Am 28. August war Lassalle auf den Tod verwundet worden, am 31. August 1864 ist er gestorben. Sein Tod ist in Deutschland eine Zeitlang von vielen gar nicht geglaubt worden, Märchen und Legenden bildeten sich. Die deutsche Arbeiterbewegung, die er ziemlich monarchisch organisiert hatte, stockte und konnte sich lange nicht erholen, ihr war der Kopf abgeschlagen. Weder die Gräfin Hatzfeldt, die ihn, kindlicher Wille, politisch beerben wollte, noch J. B. v. Schweitzer, der ihm innerlich verwandt war, haben die Lücke einigermaßen füllen können. Kläglichster Sektenstreit entstand. Aber die Kleinheit dieser Führer gab dem Lassallekultus erst recht Nahrung. Keiner, der ihm begegnet ist, hat von Lassalle gleichgültig scheiden können. Es ging jedem wie Richard Wagner, der Lassalle ein einziges Mal begegnet ist und dann ihn verkündet hat als „den Typus des bedeutenden Menschen unserer Zukunft, welche er die germanisch-jüdische nennen müsse".

In der Sammlung „Menschen“ erschienen ferner in gleicher Ausstattung und zu gleichem Preis

Mirabeau

von

Franz Leppmann

*

Heinrich von Kleist

von

E. F. Reinhold

*

Ullstein & Co / Berlin

Ullstein & Co
Berlin

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

NOV 11 1988

AUTO DISC OCT 11 1988

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, BERKELEY, CA 94720